

1,30 DM / Band 66
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Todesgeister der Sahara



Belgien F 25 / Frankr. F 3,20 / Italien L 650 / Luxemb. F 23 / Niederl. f 1,60 / Schweden kr 9,75 / Spanien P 60



Todesgeister der Sahara

John Sinclair Nr. 66
von Richard Wunderer
erschienen am 09.10.1979
Titelbild von Pujolar

Sinclair Crew

Todesgeister der Sahara

Sie erhoben sich von den nackten Felsen. Bizarre Körper mit schwarzen Flügeln.

Lautlos schwebten sie in den nächtlichen Himmel, dem blutroten Mond entgegen, der auf die Sahara herunterleuchtete.

Sie waren unterwegs, die Todesgeister der Sahara, auf der rastlosen Suche nach Opfern. In dieser Einöde waren nur die wenigen Beduinen gefährdet, aber die Todesgeister sollten sich bald auf überfüllte Städte stürzen und sie in riesige Leichenhallen verwandeln. Das plante die Inkarnation des Bösen.

Nach einem freien Wochenende ist der Arbeitsbeginn am Montag immer ziemlich hart. Besonders hart fand ich ihn, weil es ein nebliger Tag war, kalt, grau und regnerisch. Und das in London, wo jeder Regen irgendwie doppelt zählt. Manchmal habe ich das Gefühl, in England wären die Regentropfen feuchter als anderswo. Das ist sicher nur eine Täuschung, paßte aber zu meiner Stimmung an diesem Morgen.

Daher begann blanker Neid in mir zu nagen, als mir Glenda Perkins meine Post brachte. Glenda, schwarzhaarige und bildhübsche Sekretärin in meinem Vorzimmer im Yard, tat das nicht ohne einen feurigen Blick. Reinste Verschwendung bei mir! Ich hatte mir zum obersten Prinzip gemacht, im Büro keinen Flirt anzufangen. Glenda vergeudete ihre Kräfte.

Sie merkte es und zog wortlos wieder ab, während ich auf eine Ansichtskarte aus Tunis starrte. Sie zeigte weißen Strand, grüne Palmen, blaues Meer und wolkenloser Himmel. Ich warf einen mißmutigen Blick aus dem Fenster in den strömenden Regen.

Während ich für Scotland Yard in London arbeitete, sonnte sich mein Freund Bill Conolly in Tunesien. Das schrieb er zumindest auf der Karte, auch wenn es nicht so ganz stimmte.

Früher war ich oft mit Bill Conolly zusammen auf Geisterjagd gegangen. Das hatte sich seit seiner Hochzeit mit Sheila geändert. Und erst recht seit der Geburt seines Sohnes John. Sheila war von Anfang an dagegen gewesen, daß Bill sich immer wieder solchen Gefahren aussetzte, wie sie ein Kampf gegen Geister und Dämonen mit sich brachte. Bill hatte kürzer getreten. Und seit es John jr. gab, hielt er sich noch mehr zurück.

Daß er diesmal verreist war – noch dazu ohne Sheila –, hatte einen beruflichen Grund. Bill war Reporter, aber die Conollys konnten es sich leisten, nur zu tun, was sie wirklich wollten. Sie waren finanziell abgesichert. Diesmal hatte Bill das Angebot erhalten, eine ausführliche Reportage über Tunesien zu schreiben. Zusammen mit Tom Turner, einem bekannten Fotografen, war er schon vor einer Woche nach Tunesien geflogen.

So ganz stimmte das mit dem Faulenzen in der Sonne also nicht. Außerdem gab es auch in Tunesien nicht nur Sonne. Trotzdem nagte der Neid in mir, wenn ich mir die Postkarte ansah.

Nicht, daß ich meinem Freund das schöne Wetter nicht gegönnt hätte. Durch Bills begeisterte Schilderung der afrikanischen Sonne ging mir das Londoner Wetter nur doppelt auf die Nerven.

Ich überlegte krampfhaft, ob ich nicht auch irgendeine Aufgabe in einem Sonnenland übernehmen konnte. Als Geisterjäger kam ich schließlich um die ganze Welt.

Eine halbe Stunde später trat Glenda wieder in mein Büro, diesmal

mit einem Telegramm.

»Ist soeben eingetroffen«, sagte sie. Dabei war es selbstverständlich, daß sie Telegramme sofort an mich weitergab. Glenda war die Zuverlässigkeit in Person.

Ich betrachtete das Blatt in meiner Hand mit einer Mischung aus Spannung und Vorahnung. Telegramme bedeuten selten etwas Gutes. Als ich dann sah, woher es kam, fühlte ich einen Kloß im Hals.

Tunesien!

Warum sollte mir Bill ein Telegramm schicken? Der kleine John, Bills und Sheilas Sohn und mein besonderer Liebling, war bei seiner Mutter gut aufgehoben. Hätte es etwas mit dem Kleinen zu tun gehabt, würde sich Bill an seine Frau gewandt haben. Und wollte er eine gute Nachricht, könnte er auch direkt an Sheila telegrafieren. Warum also an mich?

Ich gab mir einen Ruck und riß das Telegramm auf. Und dann las ich ziemlich verwirrt den Text, las ihn noch einmal und ein drittes Mal. Anschließend war ich genau so schlau wie am Anfang.

Glühend heiß brannte die Sonne auf das kahle Felsmassiv herunter. Das Wetter schien sich überhaupt nicht mehr um die Jahreszeit zu kümmern. Es war heiß, obwohl auch in der Wüste eine kühlere Periode hätte einsetzen müssen.

Normalerweise kreisten über den vegetationslosen Bergen die Geier und warteten auf Aas. Jetzt ließ sich kein einziges Lebewesen in weitem Umkreis blicken.

Von Süden näherte sich eine Karawane dem Felsmassiv. Traditionsgemäß benutzten die langen Reihen von Kamelen und Menschen eine breite Schlucht, die die Berge in der Mitte teilte. Diesmal jedoch wichen die Karawanenführer nach Osten aus, um das Gebirge zu umreiten. Er wußte selbst nicht genau, warum er es tat, aber er hatte nicht den Mut, sich den Felswänden noch mehr zu nähern.

Die Kamele waren während der letzten halben Stunde unruhig geworden. Kaum wechselte die Karawane die Richtung, als sich die Tiere wieder beruhigten.

Als sich niemand in Sichtweite der höchsten Bergspitze befand, erhob sich dort oben im gleißenden Sonnenlicht ein Wesen, das man nur aus Sagen und Märchen kannte.

Ein Drache!

Der Schädel saß auf einem langen, dünnen Hals. Die riesigen Augen blickten haßerfüllt in die Ebene hinunter. Dampf quoll aus den Nüstern, und als sich der Drache aufrichtete und ein markerschütterndes Brüllen ausstieß, schossen Feuerlanzen aus dem

Maul der Bestie.

Noch war nicht die große Zeit der Drachen gekommen, aber sie näherte sich. Mit jeder Stunde wurde er mächtiger.

Wehe den Menschen, wenn dieses Ungeheuer losgelassen wurde!

Der Drache allein war schon tödlich wie die Pest. Zusammen mit den Todesgeistern der Sahara war er unschlagbar!

»Etwas Unangenehmes?« fragte Glenda Perkins.

Erst jetzt merkte ich, daß sie abwartend in der Tür stand. Ich zuckte mit den Schultern.

»Weiß ich nicht«, murmelte ich und vertiefte mich noch einmal in den Text des Telegramms. Er war schon recht mysteriös.

SONNE BRENNT HEISS AUF SAHARA STOP NACHTS SCHEINT DER MOND STOP FLEDERMÄUSE STOP HABE KEIN JAGDGLÜCK STOP TRETE LÄNGEREN URLAUB AN STOP BILL

Auf den ersten Blick ergab das keinen Sinn und wirkte harmlos. Aber gerade das beunruhigte mich. Obwohl Bill seit seiner Heirat kurztrat, was Dämonen anging, hatten diese ihn und Sheila nicht in Ruhe gelassen. Immer wieder waren die beiden daheim von den abscheulichen Wesen aus dem Schattenreich verfolgt worden. Mehr als einmal konnten sie nur mit knapper Mühe – und meiner Hilfe – dem Tod oder einem noch schlimmeren Schicksal entgehen.

Daher dachte ich sofort an eine Gefahr aus dieser Richtung, als ich nun Bills Telegramm zum weiß wievielten Mal las. Er wies mich auf die Sahara hin und auf die Nächte in der Wüste. Soviel glaubte ich zu erkennen.

Das Wort »Fledermaus« alarmierte mich. Ich dachte an Vampire. Wollte Bill mir mitteilen, daß er diesen Blutsaugern auf die Spur gekommen war? Aber weshalb schrieb er das nicht offen? Fürchtete er, daß das Telegramm sonst abgefangen worden wäre? Das paßte nicht zu Vampiren. Sie lasen und unterschlugen keine Telegramme.

Und was sollte heißen, daß er kein Jagdglück hatte? Das bezog sich wohl kaum auf den Job, den er als Reporter übernommen hatte. War er bei seinen Recherchen über Tunesien auf einen Fall von Schwarzer Magie oder auf einen gefährlichen Dämon gestoßen und hatte ohne Erfolg versucht, dieses Problem zu lösen?

Zuletzt war noch der Hinweis auf den längeren Urlaub, den er antreten sollte. Oder mußte...? Ich dachte sofort an Gefangenschaft.

Ich mußte mir auf der Stelle Klarheit verschaffen, sonst hatte ich keine ruhige Minute mehr. Dieses Telegramm hatte nichts mit Bills Arbeit zu tun und war auch kein scherzhaft gemeinter Gruß. Viel eher klang das nach letzten Grüßen!

Das Telegramm war genau wie die Postkarte in Tunis aufgegeben

worden. Das war mein einziger Anhaltspunkt.

Ich nahm die Karte und drehte sie nach allen Seiten. Plötzlich kniff ich die Augen zusammen, um einen kleinen Stempel lesen zu können. Er war neben dem Poststempel aufgedruckt.

Glenda brachte mir ein Vergrößerungsglas und blieb neben dem Schreibtisch stehen.

»Hotel Mirage«, entzifferte ich. »Tunis! Manche Hotels drucken solche Stempel auf Ansichtskarten, die sie an der Rezeption verkaufen. Glenda, Blitzverbindung nach Tunis.«

»Hotel Mirage«, sagte sie, nickte und verschwand in ihrem Zimmer.

Die Blitzverbindung ließ auf sich warten. Ich hätte gern Suko oder Jane Collins angerufen, die ebenfalls mit den Conollys befreundet waren, aber ich wollte die Leitung nicht blockieren. Nach einer halben Stunde endlich schaltete Glenda die Verbindung zu mir herein. Ich hatte Glück, die Verständigung war gut, und ich hatte in Tunis einen Hotelangestellten am Apparat, der fließend Englisch sprach.

Ich erkundigte mich nach Mr. Conolly und Mr. Turner und wartete gespannt auf die Antwort. Noch wußte ich ja nicht, ob mein Freund wirklich in diesem Hotel abgestiegen war. Wenn nicht, riß die einzige Spur, noch ehe ich sie aufgenommen hatte.

»Ja, die Gentlemen haben Zimmer bei uns«, antwortete der Angestellte in Tunis. »Mit wem soll ich verbinden?«

»Mr. Conolly!« rief ich und atmete bereits auf. Das Telegramm war also doch nicht ernst zu nehmen. Vielleicht war der Text auch nur verstümmelt wiedergegeben worden.

Es klickte, dann blieb es ungefähr eine halbe Minute still. Ich hörte nur das Rauschen und Knistern, das immer in Fernleitungen rumort, und manchmal drangen auch fremde Gesprächsfetzen herein. Dann klickte es erneut, aber anstelle von Bills Stimme hörte ich wieder den Angestellten des Hotels Mirage.

»Sind Sie noch da, Sir?«

»Ja, natürlich!« rief ich. »Was ist denn? Sind sie ausgegangen?«

»Tut mir leid, Sir«, antwortete der Hotelangestellte höflich. »Ich habe meinen Dienst erst vor zehn Minuten angetreten. Davor hatte ich zwei Tage frei. Ich habe eben erst von meinem Kollegen erfahren, daß Mr. Conolly und Mr. Turner ihre Zimmer zwar im voraus bezahlt haben, daß sie aber seit zwei Tagen nicht mehr im Hotel aufgetaucht sind.«

Mir war, als würde sich eine eisige Hand um meinen Hals legen. Ich rang nach Luft. Es war also doch etwas geschehen! Eine harmlose Erklärung gab es nicht!

»Wie lange sind die Zimmer noch bezahlt?« fragte ich heiser.

Die Antwort. »Die Koffer stehen oben, die Kleider sind noch ausgepackt. Ich fürchte, wir müssen heute mittag das Zimmer räumen lassen.« Von Polizei schien er nichts zu halten.

Ich blickte auf die Uhr. Viel fehlte nicht mehr bis Mittag.

»Tun Sie das auf gar keinen Fall!« rief ich hastig. »Hören Sie, ich komme mit der nächsten Maschine nach Tunis, und ich bezahle alles!«

Das war das Zauberwort. Der Angestellte versicherte, er werde die Zimmer auf eigene Verantwortung bis zu meiner Ankunft zurückhalten. Außerdem reservierte er drei Zimmer unter meinem Namen.

Ich knallte den Hörer auf den Apparat und stürmte in mein Vorzimmer, daß Glenda erschrocken zusammenzuckte.

»Rufen Sie sofort Miß Collins und Suko an«, trug ich ihr auf. »Sie sollen sich bereithalten. Und besorgen Sie mir drei Tickets für die nächste Maschine nach Tunis!«

Dann war ich auch schon draußen und platzte in Sir Powells Büro. Der Superintendent fuhr hinter seinem Schreibtisch hoch und musterte mich besorgt. Ich mußte einen ziemlich gehetzten Eindruck machen, da er den Kopf schief legte und seine Augen hinter den dicken Brillengläsern immer größer wurden.

»Was ist denn passiert, John?« erkundigte er sich.

»Ich muß sofort nach Tunis«, sagte ich knapp. »Suko und Jane brauche ich ebenfalls.«

Sir Powell, für seine Verdienste um Scotland Yard endlich nach langer Wartezeit geadelt, erinnerte mich ausnahmsweise nicht an einen magenkranken Pavian. Er verzichtete auch auf sein übliches Sprudelwasser und die Magentabletten. Vermutlich nahm er sie ein, sobald ich wieder aus seinem Büro war.

»Sie sind heute so ernst, John«, stellte er fest. »Sie versuchen gar nicht, mich mit den drohenden Spesen zu ärgern.«

Ich lächelte flüchtig. »Dazu ist die Sache zu eilig. Wahrscheinlich sind Bill Conolly und einer seiner Kollegen in Gefahr.«

Ich schilderte ihm mit wenigen Worten, was ich bisher wußte. Es war ohnedies nicht viel. Sir Powell war mit mir einer Meinung, daß da etwas passiert sein mußte.

Als ich zehn Minuten später sein Büro verließ, war von seiner Seite alles klar. Er hatte die Dienstreise und die Spesen für Suko genehmigt. Glenda hatte die Tickets schon bestellt. Doch dann tauchten die ersten Schwierigkeiten auf, harmlos zu dem, was mich in Tunesien erwartete.

»Ich konnte Miß Collins und Suko nicht erreichen.« Glenda Perkins zuckte geknickt die Schultern. »Tut mir leid!«

»Und mir erst!« Ich warf einen Blick auf die Uhr. Meine Maschine ging in zwei Stunden. »Versuchen Sie es weiter. Treffpunkt Flughafen. Und ich mache mich auf die Suche nach den beiden.«

»Viel Erfolg!« rief sie mir hinterher.

»Kleinigkeit«, rief ich zurück. »Es gibt ja nur ungefähr acht Millionen Menschen in London!«

Und das war grob geschätzt.

Der Karawanenführer war ein erfahrener Mann. Er kannte viele Gebiete der Sahara. Das behauptete er zumindest, wenn er mit seinen Kenntnissen angeben wollte. So ganz aus der Luft gegriffen war das allerdings nicht. In den zwanzig Jahren, die er die Sahara nach allen Richtungen durchquerte, hatte er sämtliche Karawanen sicher ans Ziel gebracht.

Er kannte die Sandstürme ebenso wie die gefährlichen Sandseen, die man vom sicheren, festen Untergrund nicht unterscheiden konnte, in denen aber eine ganze Karawane spurlos versinken konnte.

Der Mann hieß Habbas. Nannte man diesen Namen irgendwo in der Wüste, nickten die Männer mit Ehrfurcht.

Ausgerechnet diesem Habbas widerfuhr etwas Unglaubliches. Er hörte plötzlich ein Geräusch, das er nicht kannte. Ungefähr eine Stunde war verstrichen, seit er die Karawane in einem weiten Bogen um das Gebirge herumgeführt hatte. Er ahnte, daß sich in den Felsen etwas Unbegreifliches verborgen hielt, und er schauderte, wenn er nur daran dachte.

Und nun dieses Geräusch! Unruhig blickte sich Habbas nach allen Seiten um. Er konnte nichts sehen. Nirgendwo ein Anzeichen von Sandsturm. Wilde Tiere waren auch nicht in der Nähe, noch viel weniger Menschen.

Es war ein Sausen, Brausen und Rauschen wie von riesigen Vögeln. So genau Habbas, der Karawanenführer, auch den Himmel absuchte, er entdeckte keinen einzigen Vogel.

Plötzlich stieß einer seiner zehn Begleiter einen schrillen Schrei aus. Habbas fuhr zu dem Mann herum, der als einziger auf einem Kamel saß. Die anderen Männer gingen neben der langen Reihe der Tiere einher.

Der Treiber hatte sich im Sattel umgedreht und deutete heftig gestikulierend zu den Bergen zurück. Er brachte jedoch kein einziges Wort heraus. Von seinem »Hochsitz« aus mußte er mehr sehen als die Männer im Sand.

Habbas lief zu seinem Helfer. »Was ist los?« schrie er zu dem Mann hinauf. »Sag es schon!«

Der Treiber versuchte zu sprechen, schaffte es jedoch noch immer nicht. Es war nicht mehr nötig. Jetzt sah auch Habbas die schwarzen Punkte, die sich durch den Himmel schwangen und sich rasend schnell vergrößerten.

Vor Schreck taumelte Habbas zurück. So etwas hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen.

Es waren gigantische Fledermäuse mit einer Spannweite, die kein

lebender Vogel erreichte. Mit ihren schwarzen Flügeln hätten sie gleichzeitig zwei Kamele bedecken können!

Sekunden später waren die Bestien heran. Und nun sah Habbas auch ihre Körper. Der Schreck lähmte ihn.

Schuppige Leiber blitzten im Sonnenlicht. Andere Ungeheuer waren mit dichten schwarzen Federn bedeckt, wieder andere mit einem schmutziggrauen, rüdigem Schädel mit gewaltigen Mäulern und dolchspitzen Zähnen grinsten den vom Grauen geschüttelten Karawanentreibern entgegen.

Die Dämonen flogen bereits den ersten Angriff, als Habbas aus seiner Erstarrung erwachte und sein Gewehr von der Schulter riß.

»Schießt, Männer, schießt!« brüllte er seinen Leuten zu und riß den Abzug durch.

Er war ein ausgezeichnete Schütze, und die Kugeln fuhren einem der Ungeheuer in die Brust. Es zeigte jedoch keine Wirkung.

Sekunden später stieß der Flugdämon auf Habbas herab. Das mächtige Maul schnappte zu. Die gräßlichen Zähne enthaupteten den Karawanenführer.

Seine Begleiter starben auf dieselbe Weise.

Die Kamele aber zogen weiter, als wäre nichts geschehen.

Wenn Jane Collins, die hübscheste Privatdetektivin der Welt, nicht in ihrem Apartment war, wußte ich auch nicht, wo ich sie suchen sollte. Es gab einfach zu viele Möglichkeiten, und wenn sie gerade einen Fall bearbeitete, hatte ich ohnedies keine Chance, sie in dieser riesigen Stadt zu finden.

Bei Suko war das etwas anderes. In seinem Apartment, das direkt neben meinem lag, war er nicht. Gut. Aber da war das Trainingscamp für Karate-Kämpfer, und das war eine Sache für sich. Wenn das Training lief, holten manchmal die Angestellten ihre Kunden nicht an den Apparat, um sie nicht in einer wichtigen Übung zu stören.

Es war mir schon ein paarmal so ergangen, und heute war es ebenso. Als ich das Camp betrat, sah ich Suko in der hintersten Ecke versunken auf dem Boden kauern. Es schien seine Umgebung nicht wahrzunehmen.

Einer der Angestellten in weißem Schlabber-Anzug schoß auf mich zu. »Sie dürfen auf keinen Fall stören!« rief er, ängstlich um die Konzentration meines Freundes besorgt.

»Ich darf nicht, aber ich muß«, antwortete ich mit einem grimmigen Lächeln und schob den Jüngling aus dem Weg. Er verzichtete auf Widerspruch.

Ich ging neben Suko in die Hocke. Er hatte mich noch nicht bemerkt.

»Bill und sein Kollege stecken in der Klemme«, sagte ich leise. »Wenn

mich nicht alles täuscht, sind sie in eine magische Falle geraten.«

Hätte jemand Suko eine Nadel in sein verlängertes Rückrat gejagt, wäre die Wirkung nicht größer gewesen. Er sauste hoch, als habe er Dämonen entdeckt, und starrte wild in den Saal. Er war doch ziemlich weit weg gewesen. Ich holte ihn auf die Erde zurück und erklärte im Telegrammstil die Sache mit Bills Botschaft.

»Ich bin sofort fertig!« rief Suko, raste in die Duschräume und kam fünf Minuten später komplett angezogen zurück. Von Shao verabschiedete er sich mit ein paar erklärenden Worten.

Wir hasteten zum Bentley, der direkt vor dem Camp stand. Ich schloß für Suko die Seitentür auf und umrundete den Wagen, um zu meiner Tür zu gelangen.

Männer in Burnussen waren in London schon längst keine Seltenheit mehr. Im Gegenteil, sie gehörten zum Straßenbild. Daher achtete ich auch nicht auf den dunkelhäutigen Mann, der von Kopf bis Fuß in ein wallendes weißes Gewand gekleidet war.

Gerade als ich die Fahrertür des Bentleys aufschließen wollte, sprang er auf mich zu.

»Sahara!« schrie er gellend und riß den Umhang über der Brust auseinander. Seine Hand tauchte an den Gürtel.

Ich reagierte instinktiv und warf mich zurück, prallte mit dem Rücken gegen den Bentley und schnellte mich zur Seite.

Ich erwartete, daß er eine Waffe ziehen würde. Statt dessen flog seine Hand ohne Revolver oder Dolch hoch.

Zwischen seinen Fingern ringelte sich eine Schlange!

Ich sah das weit aufgerissene Maul und die langen, bleich schimmernden Giftzähne.

Im nächsten Moment schleuderte er mir die Schlange entgegen!

Mit einem weiten Sprung wich ich zur Seite. Das giftige Reptil mußte an mir vorbeifliegen.

Doch die Schlange änderte mitten in der Luft die Richtung. Der flache Kopf mit dem gefährlichen Maul zuckte zu mir herum. Die Schwanzspitze fuhr wie eine Pistole auf mich zu und legte sich im nächsten Moment um meinen Hals.

Im letzten Augenblick griff ich nach dem abgeplatteten Kopf und bekam das Reptil dicht hinter den Kiefern zu fassen. Ich blockierte den Kopf, daß mich die Schlange nicht beißen konnte.

Aber ich verlor das Gleichgewicht, fiel gegen den Bentley und rutschte an der Tür herunter. Auf der Straße liegend, hielt ich mir die tödlichen Zähne vom Leib.

Ich konnte es jedoch nicht verhindern, daß sich das Ende der Schlange immer fester um meinen Hals wickelte. Suko tauchte auf. Er

packte den Attentäter und hielt ihn eisern fest, doch dann sah er meine Not.

Mein Freund stieß den Araber zur Seite und bückte sich. Seine mächtigen Pranken legten sich um die Schlange. Sukos Gesicht lief vor Anstrengung rot an. Er schaffte es jedoch nicht, die gefährliche Umschlingung um meinen Hals zu lockern.

Endlich begriff ich!

Es war keine gewöhnliche Schlange, sondern ein Werkzeug der Schwarzen Magie! Deshalb hatte sie in der Luft die Richtung geändert, und deshalb widerstand sie Sukos Körperkräften!

Ich bekam kaum noch Luft. In meinen Ohren rauschte das Blut. Der kalte, schuppige Körper lag um meinen Hals wie ein Würgeband.

Mit letzter Kraft griff ich nach meiner Beretta, die ich ständig bei mir trug, riß sie aus dem Halfter und drückte die Mündung gegen den Kopf des magischen Wesens.

Die Beretta war mit Silberkugeln geladen. Und dieses geweihte Silber vernichtete untergeordnete Dämonen auf der Stelle. Dämonen höherer Rangordnung machte es zumindest schwer zu schaffen.

Als das Silber den Schlangenkopf durchschlug, wich der Druck augenblicklich. Ich richtete mich keuchend auf.

In der Hand hielt ich nicht den toten Schlangenkörper, sondern eine seidene grüne Schnur. Der Angreifer hatte mir keine echte Giftschlange entgegengeschleudert, sondern eine gewöhnliche Schnur mit Hilfe der Magie in eine tödliche Waffe verwandelt.

Der Angreifer!

Ich war überzeugt, daß er bereits über alle Berge war. Ich erlebte die nächste Überraschung.

Der Araber stand wie eine Steinstatue vor uns. Suko wollte sich mit ausgestreckten Armen auf ihn werfen, doch der Mann war schneller.

»Sahara!« rief er, sank zu Boden und faßte noch einmal unter seinen wallenden Burnus.

»Suko, Vorsicht!« schrie ich, aber die Warnung war überflüssig.

Der Mann griff Suko nicht an, sondern riß einen Dolch unter seinem Umhang hervor und rammte sich die Klinge ins Herz.

Wir standen völlig fassungslos vor der Leiche des Attentäters. Normalerweise wurde ich angegriffen, wenn ich einen neuen Fall übernahm und am Einsatzort angekommen war. Diesmal jedoch war ich erst auf dem Weg dorthin, in London aber war schon das erste Attentat erfolgt. Zwar konnte der Angriff etwas mit einem früheren Fall zu tun haben, aber daran glaubte ich nicht so recht. Es wäre ein zu großer Zufall gewesen, daß ausgerechnet jetzt ein Araber versuchte, mich zu töten, bevor ich Bill Conolly in einem arabischen Land zu Hilfe kam.

»Scheint ja eine heiße Sache zu sein«, sagte Suko und stieß die

angehaltene Luft aus. Sein Brustumfang nahm dadurch kaum ab.

Ich setzte mich in den Bentley und verständigte über Funk den Yard. Wir hatten keine Zeit, uns weiter mit dem verhinderten Mörder zu beschäftigen. Ich durchsuchte nur rasch seine Tasche, fand nur ein Satansamulett, das ich vernichtete, und dann war auch schon der erste Streifenwagen da.

Wir konnten nicht mehr zu unseren Wohnungen fahren, um zu packen. So mußten wir eben in Tunis das Nötigste kaufen. Das Geld aus der Spesenkasse des Yards steckte bereits in meiner Brieftasche.

Auch auf dem Flughafen wartete Jane Collins nicht auf mich, und als ich noch einmal im Yard anrief, erfuhr ich von Glenda, daß sie Jane nicht erreicht hatte. Wir steuerten bereits die Paßkontrolle an, als eine Frau auf uns zulief. Mit ihrem langen blonden Haar hielt ich sie im ersten Moment für Jane, doch es war – Sheila Conolly!

»Ausgerechnet«, murmelte ich. »Wie kommt Sheila jetzt hierher?«

Ich konnte mich mit Suko nicht mehr absprechen, aber ich verließ mich auf meinen Partner. Er kannte Sheila und Bill, und er wußte, wie die beiden aneinander hingen. Hoffentlich verhielt er sich dementsprechend.

Noch glaubte ich an einen unglücklichen Zufall, der mir Sheila Conolly gerade jetzt über den Weg führte, doch nach dem ersten genauen Blick in ihr Gesicht, wußte ich Bescheid.

»John!« rief sie atemlos und den Tränen nahe. »Was ist passiert?«

Ich bin ein schlechter Lügner, und ich hatte in diesem Moment auch nicht die Absicht, Sheila zu belügen. Wir waren jedoch schon aufgerufen worden und mußten uns beeilen, um die Maschine nicht zu versäumen. Und das wollte ich unter keinen Umständen. Vielleicht ging es wirklich um Minuten.

»Was soll sein?« fragte ich und spielte den Erstaunten. »Wir haben einen dringenden Einsatz in Tripolis. Wie kommst du überhaupt auf den Airport?«

Suko hielt sich aus allem heraus. Dafür war ich ihm dankbar. Sheila achtete nicht darauf.

»Ich wollte dich im Yard anrufen, John.« Sheila legte ihre Hand auf meinen Arm. Sie streifte meinen Spezialkoffer mit einem scheuen Blick. »Von deiner Sekretärin habe ich erfahren, daß du jetzt abfliegst. Nach Tunis.«

»Ja, die Maschine macht eine Zwischenlandung in Tunis«, versicherte ich.

»Anschließend fliegt sie nach Tripolis weiter. Warum denn die ganze Aufregung? Und warum wolltest du mich im Yard anrufen?«

»Ich habe eine Karte von Bill erhalten und wollte es dir sagen!« Sie

sah mich flehend an. »Bitte, John, sag mir die Wahrheit! Was ist mit Bill?«

Ich zuckte mit den Schultern und zwang mich zu einem Lächeln. »Woher soll ich das wissen, Sheila? Ich war die ganze Zeit in London. Übrigens, ich habe auch eine Karte mit Grüßen erhalten. Er tut so, als würde er einen Erholungsurlaub machen und nicht arbeiten.«

In ihrem Gesicht zuckte es. Sie kämpfte mit den Tränen.

Suko stieß mich an. »John, der letzte Aufruf! Wir müssen!«

Ich drückte Sheila kurz an mich. »Kein Grund zur Aufregung«, murmelte ich. »Wir sind bald wieder zurück.«

Ich war mir nicht sicher, ob sie mir meine Komödie von dem Einsatz in Tripolis abkaufte. Sheila konnte man nicht so leicht etwas vormachen. Sie hielt sich jedoch großartig.

»Ja, ich wünsche euch, daß ihr gut nach London zurückkommt!« Sie schluckte schwer. »Und bringt mir Bill!«

Also hatte sie mich von Anfang an durchschaut und kein einziges Wort geglaubt. Wir konnten die Sperre gerade noch rechtzeitig passieren, und Sheila machte sich hoffentlich keine unnützen Sorgen.

Der Paßbeamte machte es schnell, als er meinen Ausweis vom Yard sah, und durch die Leibesvisitation wurden wir auch eilig durchgeschleust.

Durch riesige Glasscheiben hindurch sah ich Sheila Conolly in der Abfertigungshalle stehen. Sie hob zaghaft die Hand, um uns zuzuwinken, ließ den Arm jedoch wieder sinken.

Suko packte mich an der Schulter und drängte mich weiter.

»Der Vogel wartet nicht auf uns, wenn wir noch lange trödeln«, sagte er grimmig. Auch ihm ging es nahe, daß wir Sheila so gar nichts Tröstliches sagen konnten.

Keuchend erreichten wir das Flugzeug. Hinter uns schloß sich sofort die Luke. Aufatmend ließen wir uns auf unsere Plätze sinken.

Wir flogen ohne Jane ab – einem Ungewissen und mehr als abenteuerlichen Einsatz entgegen.

Ich war diesmal nicht von der Regierung des Landes, in dem ich operierte, offiziell eingeladen worden wie zum Beispiel bei meinem Kampf gegen den Roten Dämon in Japan. Deshalb hatte ich in Tunesien auch keinerlei Polizeibefugnisse und mußte besonders behutsam vorgehen. Außerdem war fraglich, ob mich die örtlichen Polizeibehörden unterstützten, falls ich sie um Hilfe bat. Vermutlich betrachteten sie den Ausländer, der sich in ihre Angelegenheiten einmischte, mit Mißtrauen. Ich konnte das sehr gut verstehen und beschloß daher, mich nur im äußersten Notfall mit den Behörden in Verbindung zu setzen.

Während wir, in Tunis gelandet, über das Rollfeld stiefelten, atmeten wir tief die würzige, mit Kerosin vermischte Luft ein.

»Das ist ein Wetter!« rief Suko strahlend und blinzelte in den tiefblauen Himmel hinauf. »Wenn die Sache mit Bill nicht wäre, hätten wir einen prächtigen Urlaub!« Der Sonnenschein nach dem Londoner Nebel versetzte ihn in Begeisterung.

Ich weiß eigentlich nicht, wieso mir dieser Mann auffiel, der an einem Gepäckwagen lehnte und zu uns herüberblickte. Vielleicht hatte mich der Anschlag in London wachsamer als sonst gemacht.

Jedenfalls sah ich, daß er zusammenzuckte, als Suko den Namen Conolly in die milde Nachmittagsluft hinaustrompetete. Er sah uns schärfer an und beschattete seine Augen gegen die tief stehende Sonne.

»Nimm meinen Koffer und gehe weiter, als wäre nichts«, sagte ich leise zu meinem Begleiter.

»Warum?« erkundigte sich mein chinesischer Freund.

In diesem Moment rannte der ungefähr dreißigjährige, in einem blauen Overall steckende Mann wie der Blitz davon und tauchte in einer Gruppe von Technikern unter, die soeben eine riesige Halle betraten.

»Hat sich schon erledigt«, sagte ich achselzuckend. »Wir sind bereits erwartet worden. Ein Ein-Mann-Begrüßungskommando. Als du Conolly sagtest, wurde er hellwach.«

Suko murmelte eine Verwünschung. »Dann hätte ich lieber meinen Mund gehalten«, brummte er.

Ich schüttelte den Kopf. »War recht gut! Jetzt wissen wir wenigstens, woran wir sind. Der Anschlag in London hängt mit Bills und Tom Turners Verschwinden zusammen.«

»Vielleicht sind die beiden ja schon wieder im Hotel aufgetaucht«, meinte Suko optimistisch.

Seine Zuversicht schmolz dahin, nachdem uns ein Kamikaze-Taxifahrer nach einer lebensgefährlichen Fahrt in der Stadt vor dem Hotel Mirage abgesetzt hatte, der die Zimmer unserer Freunde für mich freihielt.

»Tut mir leid, Messieurs«, sagte der junge Mann achselzuckend und verfiel in Französisch, der landesübliche Umgangssprache mit Ausländern. »Aber die beiden Herren haben kein Lebenszeichen von sich gegeben.« Dabei raschelte er diskret mit einer Rechnung.

Ich bezahlte die Zimmer für die nächsten drei Tage, bekam die Schlüssel für unsere und die Zimmer der Verschollenen und ging mit Suko nach oben.

In unseren Räumen sahen wir uns nur kurz um, da wir kein Gepäck hatten.

Dann gingen wir sofort in die Zimmer Bills und Tom Turners

hinüber. Sie lagen auf demselben Flur. Aus Bills Zimmer drang Poltern.

Ich stieß die Tür auf, nachdem ich leise aufgeschlossen hatte, und war mit einem Satz im Zimmer.

Ein Mann stand über einem geöffneten Koffer gebeugt. Er fuhr hoch und wirbelte herum.

Ich erkannte ihn augenblicklich. Der Mann vom Flughafen!

Ich sah aber auch den Dolch in seiner Hand und die Flammen, die aus der Messerspitze züngelten!

Suko flog an mir vorbei. Er stürzt sich nicht auf den Angreifer, sondern warf sich in die Sitzgruppe des Wohnraums. Der schwere Chinese prallte in den Sessel, der unter seinem Gewicht knackte und krachte, packte den leichten Beistelltisch und schleuderte ihn auf den Araber, der jetzt keinen Overall, sondern Jeans trug.

Der Mann wich dem heransausenden Tisch nicht aus, sondern streckte ihm nur den Dolch entgegen. Die Klinge durchdrang mühelos die Tischplatte und trennte das Möbelstück in zwei Teile.

Vor dieser Waffe mußte ich mich in acht nehmen. Sie sah so aus, als könnte sie Stahlplatten durchschneiden.

Die Flammen züngelten fast armlang aus der Dolchspitze, als sich der Mann zu mir wandte und mit schleichenden Schritten auf mich zukam. Ich mußte vor dem magischen Feuer zurückweichen, bis ich eine Wand im Rücken fühlte und nicht weiter konnte.

Angriff ist die beste Verteidigung. Ich stieß einen kurzen Schrei aus und fintete. Er glaubte, ich würde ihn direkt angreifen, und stach zu. Ich aber ließ mich fallen, rollte mich auf dem Boden ab und kam unmittelbar vor ihm wieder hoch.

Er war völlig überrascht. Ich packte seine Hand mit dem Dolch und hielt sie fest. Mit einem kurzen Ruck wollte ich ihm die unheimliche Waffe entwenden, doch er drehte die Hand. Die flammende Spitze strich für Sekundenbruchteile über meine Schulter.

Mit einem Aufschrei riß ich sein Handgelenk hoch. Der Mann versetzte mir einen Stoß, der mich taumeln ließ, und sprang mich erneut an. Diesmal wäre ich verloren gewesen, hätte Suko nicht eingegriffen.

Mit einem Hechtsprung warf er sich dem Mann mit dem Flammendolch in den Weg, packte seine Beine und hob ihn hoch. Der Mann schrie erschrocken auf. Jetzt half ihm auch seine magische Waffe nichts. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte zu Boden.

Der Flammendolch wurde ihm aus der Hand geprellt und rutschte über den Boden. Schaudernd sah ich, wie die Spitze eine tiefe und breite Spur in den Teppich fraß. Der Dolch prallte gegen die Wand

zum Nebenzimmer und bohrte sich buchstäblich hindurch.

»Ich werde mit dem Kerl schon allein fertig!« rief Suko mir zu. Er packte den Araber an den Armen und hielt ihn fest.

Ich stürmte in den Nebenraum. Da lag der Dolch, unverändert, als wäre er nicht soeben durch eine Mauer gedrungen. Ich wollte mich bücken und ihn aufheben, als aus der Spitze Flammen schossen und nach mir leckten. Mit einem Sprung brachte ich mich in Sicherheit. Die Waffe war auch dann gefährlich, wenn sie nicht von Menschenhand geführt wurde.

Probeweise löste ich mein silbernes Kreuz mit den Symbolen der vier Erzengel von meiner Halskette und näherte es dem Dolch.

Sofort zogen sich die Flammen zurück, wurden kürzer und kürzer und verschwanden schließlich vollständig. Vor mir lag ein wertvoller, alter arabischer Dolch mit einem fein ziselierten Griff. Ob dieses Muster eine magische Bedeutung hatte, konnte ich nicht entscheiden. Es waren jedenfalls keine mir bekannte Zeichen.

Im Nebenzimmer, dem Wohnraum der Suite, hatte ich meinen Spezialkoffer abgestellt. Dort konnte ich den magischen Dolch besser untersuchen. Durch mein Kreuz geschützt, nahm ich die fremde Waffe vorsichtig auf und ging zurück zu Suko.

Er hielt seinen Gefangenen noch immer in einem eisernen Griff. Der Mann wand sich und stieß ein wütendes Zischen aus, als er mich mit dem Dolch entdeckte.

»Woher hast du das, mein Freund?« fragte ich scharf und hielt ihm die Waffe unter die Nase. Sicherheitshalber wiederholte ich meine Frage auf französisch. Er verstand mich bestimmt, antwortete jedoch nicht, sondern preßte die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen.

Ich stellte den Koffer auf den Tisch und ließ das Spezialschloß aufsnappen, das einem Uneingeweihten Betäubungsgas ins Gesicht geblasen hätte. Den Dolch legte ich daneben und wählte von meinen weißmagischen Waffen die Gnostische Gemme aus, einen ovalen, grünbeige schimmernden Stein, auf dessen Oberfläche sich eine Schlange in den Schwanz biß.

Aus den Augenwinkeln heraus beobachtete ich unseren Gefangenen. Beim Anblick des Inhalts meines Koffers quollen ihm fast die Augen aus dem Kopf. Er wurde blaß.

»Du weißt, was mit dir geschieht«, sagte ich beiläufig. »Wir übergeben dich der Polizei und du kommst wegen Mordversuchs vor Gericht.«

Er spuckte verächtlich auf den Boden, in seinem Heimatland eine schwere, geradezu tödliche Beleidigung. Ich nahm sie nicht zur Kenntnis, sondern hielt die Gnostische Gemme dicht über den Morddolch.

»Nein!« schrie der Gefangene plötzlich auf. »Nicht vernichten. Dazu

ist er zu wertvoll!«

Er sprach recht gutes Englisch. Ich hob die Gemme wieder ein Stück an.

»Woher hast du den Dolch?« fragte ich hart. »Wer hat ihn dir gegeben, und welchen Befehl hat er dir erteilt?«

Der Mann starrte mich aus irr flackernden Augen an. »Das wirst du nicht überleben, John Sinclair!« zischte er und kannte nun auch meinen Namen. »Du hast dich gegen die Todesgeister der Sahara verschworen! Das ist blanker Frevel! Du wirst sterben, und dein elender Begleiter auch! Ihr werdet sterben wie die beiden Engländer, die in diesem Hotel...«

Weiter kam er nicht. Aus der Dolchspitze schoß ein armdicker Feuerstrahl und traf ihn mitten in die Brust.

Seine Augen weiteten sich. Er wollte sich noch an die Wunde greifen, schaffte es nicht mehr und wankte.

Während er in die Knie brach, stieß er noch ein Wort hervor.

»Sahara!«

Suko und ich standen wie versteinert. Der Tod dieses Mannes schockte uns. Und der letzte Satz, den er gesagt hatte, ebenfalls.

Ihr werdet sterben wie die beiden Engländer, die in diesem Hotel...

Wer sonst sollte gemeint sein als Bill Conolly und Tom Turner? Der Gedanke daran, daß meine Freunde vielleicht schon tot waren, brachte mich fast um den Verstand. Ich mußte mich zwingen, an das Nächstliegende zu denken.

Der Dolch wirkte im Moment zwar wie eine normale Waffe, doch darauf vertraute ich nicht. Jetzt führte ich endlich aus, wobei mich der Mann vorhin gestört hatte.

Ich legte die Gnostische Gemme auf den schwarzmagischen Dolch und wartete. Die weißmagischen Kräfte der Gemme würden die Waffe unschädlich machen. Das taten sie auch, aber anders als erwartet. Der Dolch glühte auf und schmolz zu einem formlosen Klumpen zusammen. Die Gemme rollte auf die Seite. Sie hatte ihre Aufgabe erledigt.

Aus dem geschmolzenen Metall entstand rasch ein unansehnliches Pulver, das ich auf den Boden blies.

»Jetzt haben wir eine Leiche auf dem Gewissen«, murmelte Suko. »Und das in einem fremden Land, in dem du keine Befugnisse hast.«

»So schlimm wird es schon nicht werden«, sagte ich und dachte das Gegenteil. Zumindest würde man uns aufhalten, weil wir genau erklären mußten, wer der Tote war, was wir in diesen Räumen getan hatten und wie der Mann gestorben war. Bis auf den Grund unseres Aufenthalts in der Suite unseres Freundes konnten wir keine

Antworten geben.

»Verhöre kosten Zeit«, meinte Suko leise.

»Wem sagst du das?« fragte ich mit einem verzerrten Grinsen. »Ich bin aus dieser Branche, ich kenne mich da aus.« Ich deutete auf den Toten. »Es gibt keinen Mörder, den die Polizei überführen könnte. Die Mordwaffe ist ebenfalls verschwunden. Wie behindern nicht die Arbeit meiner Kollegen in Tunis, wenn wir ein wenig korrigieren. Komm, faß an!«

Wir trugen den Toten zur Korridortür, blickten nach draußen und hasteten mit der Leiche bis zu einer Abstellkammer. Darin ließen wir den Toten verschwinden und kehrten aufatmend in das Zimmer unseres Freundes zurück. Niemand hatte etwas bemerkt. Ich würde in Zukunft den Fall beobachten, damit kein Unschuldiger in Verdacht geriet. Und nach London zurückgekehrt, mußte ich Sir Powell einschalten, damit er bei der tunesischen Polizei intervenierte. Dann konnte er sein diplomatisches Geschick beweisen.

»Das war der Mann vom Flughafen, der bei dem Namen Conolly zusammenzuckte«, erklärte ich meinem Begleiter. »Ich möchte wissen, ob er hier etwas Bestimmtes gesucht hat oder ob er Spuren verschwinden lassen sollte, die uns zu Bill und Tom Turner führen könnten... falls die noch leben«, fügte ich hinzu.

Eine Stunde später – es dämmerte bereits – wußten wir mehr. Es gab keine solchen Spuren. Der Mann hatte vermutlich nur den Auftrag gehabt, die Zimmer zu durchsuchen. Das war für uns natürlich enttäuschend, weil wir uns einen entscheidenden Hinweis erhofft hatten.

»Immer wieder ist von der Sahara die Rede«, sagte ich nach einer Weile, während wir in unsere Zimmer gingen. »Vielleicht müssen wir dort suchen.«

»Die Sahara ist etwas größer als der Hyde Park, Herr Oberinspektor«, antwortete Suko. »Da kannst du nicht eine Hundertschaft von Bobbies antreten und suchen lassen.«

Ich schoß ihm einen vernichtenden Blick zu. »Das habe ich mir fast gedacht.« Wir verschwanden in meinem Zimmer. »Der Mann hat vor seinem Tod davon gesprochen, daß ich mich gegen die Todesgeister der Sahara auflehne. Es muß in dieser Stadt noch mehr Menschen geben, die darüber Bescheid wissen. Wir brauchen einen Tip, sonst finden wir nie etwas!«

Suko rieb sich seine Denkerstirn.

»Am meisten könnten wir beim einfachen Volk erfahren, John. In den Straßen des Basars, in den Cafés. Viele Leute werden nur arabisch sprechen. Wir brauchen einen Dolmetscher.«

»Das läßt sich machen«, erwiderte ich. Wir gingen an die Rezeption hinunter. Derselbe Angestellte, der uns empfangen hatte, versah noch

seinen Dienst. Auf die Frage nach einem Dolmetscher begann er zu grinsen.

»Meine Schwester macht das«, versicherte er. »Sie hat Englisch studiert und war einmal mit einem Engländer verheiratet. Und sie ist eine moderne Frau, die auch allein mit zwei Männern ausgeht. Das finden Sie selten.«

Wir waren einverstanden, warteten in der Hotelbar, und eine halbe Stunde später kam eine atemberaubende orientalische Schönheit auf uns zu. Biegsam wie eine Gerte, schlank und damit eher dem europäischen Schönheitsideal entsprechend, mit großen dunklen Augen, einer schwarzen Mähne und weichen, sinnlichen Lippen.

»Ich bin Alia, Alia McStarks«, stellte sie sich vor. »Mein verstorbener Mann hat mir als einziges Vermächtnis diesen Namen hinterlassen, aber Sie können mich Alia nennen.«

Wir sagten auch unsere Namen, freundeten uns bei einem Drink an und erklärten Alia, worum es ging.

»Ich habe nichts von Todesgeistern gehört«, versicherte sie. »Ich wüßte auch nicht, was sich in der Sahara besonderes tut. Aber ich kann Ihnen helfen. Es gibt in jeder orientalischen Stadt eine Menge Handlesekünstler und Wahrsagerinnen, und die meisten sind Schwindler.«

»Wie bei uns«, warf ich ein.

Alia schenkte mir einen Blick, daß ich fast vergaß, weshalb wir gekommen waren. »Sie gefallen mir, John«, sagte sie leise. »Ich habe eine Schwäche für Engländer!«

Ich schluckte und dachte an Jane Collins. Und ich stellte mir ihr Gesicht vor, wenn sie jetzt die Hotelbar betreten würde.

»Kaufen Sie sich hier im Hotel Kopftücher«, schlug Alia vor und ging nicht weiter auf das Kompliment ein. »Man braucht Sie nicht sofort zu erkennen. Nach allem, was Sie mir erzählt haben, sind Sie schon bekannt genug.«

»Guter Vorschlag«, stimmte Suko zu. »Wir müssen uns überhaupt eindecken. Wir haben gar nichts mitgebracht.«

Wir kauften in dem unverschämt teuren Shop des Hotels ein, aber wir hatten keine Zeit, uns einen billigeren Laden zu suchen. Noch immer hatten wir nicht die geringste Ahnung, wo wir unseren Freund suchen sollten und ob er und sein Kollege überhaupt noch lebten. Da kam es auf ein paar Pfund nicht an.

Vor allem nicht, weil Sir Powell für alles aufkommen mußte.

Um zwei Uhr nachmittags betrat Jane Collins ihr Apartment, streifte sofort die Schuhe von den Füßen, ließ sich in einen Sessel fallen und legte die Beine auf den Glastisch. Im nächsten Moment meldete sich

das Telefon. Jane hob seufzend ab.

»Endlich erreiche ich Sie, Miß Collins«, rief eine aufgeregte Frauenstimme. »Genau fünf Minuten zu spät! Die Maschine ist vor fünf Minuten gestartet!«

»Sind Sie das, Miß Perkins?« vergewisserte sich Jane. »Erklären Sie mir der Reihe nach, was geschehen ist! Welche Maschine ist gestartet?«

»Die des Oberinspektors!« Glenda Perkins holte tief Luft und berichtete Jane alles übersichtlich und verständlich.

»Ich hatte einen Gerichtstermin«, erklärte Jane enttäuscht. »Es ging um einen meiner Mandanten. Jetzt wäre ich frei.«

»Wunderbar!« Glenda Perkins blühte auf. »Ich arrangiere das für Sie! Sie fliegen von London aus nach Marrakesch. Die Maschine startet in zwei Stunden. Von dort bekommen Sie direkten Anschluß nach Tunis. Ein Glücksfall. Ich buche das Ticket!«

»Und ich werde gar nicht gefragt?« beschwerte sich Jane lächelnd.

»Ich wette, Sie lassen keine Gelegenheit verstreichen, Oberinspektor Sinclair zu folgen«, versetzte Glenda Perkins spitz und mit nicht zu überhörender Eifersucht.

»Sie hätten Hellseherin werden sollen«, konterte Jane und legte auf. Sie duschte blitzschnell, warf sich in leichte, praktische Reisekleidung und nahm ein Taxi zum Flughafen.

Glenda Perkins hatte alles hervorragend organisiert, und in der Abenddämmerung kletterte Jane die Gangway der Maschine von Marrakesch nach Tunis herunter.

Tunis empfing sie mit einem herrlichen, wolkenlosen Abendhimmel und einem dezent gekleideten Araber mit silbergrauen Schläfen und einer Sonnenbrille. Er deutete eine Verbeugung an.

»Mr. Sinclair läßt sich entschuldigen, Miß Collins«, sagte er höflich. »Er wollte selbst kommen, um Sie abzuholen, aber er führt wichtige Ermittlungen durch. Er hat mich gebeten, mich um Sie zu kümmern und Sie ins Hotel zu bringen. Ins Mirage. Mein Name ist... Ich bin Anwalt.«

Er nannte einen komplizierten arabischen Namen, den Jane sofort wieder vergaß. Sie wunderte sich allerdings.

»Woher weiß John denn überhaupt, daß ich komme?«

»Seine Londoner Sekretärin hat ihn verständigt, Miß Collins.« Der Mann deutete auf einen Nebenausgang des Flughafens. »Darf ich bitten?«

Er schleuste sie um den Zoll herum und stieg mit ihr in eine schwarze Limousine mit Vorhängen vor den Fenstern. Ein livrierter Chauffeur hielt den Schlag auf.

Der Chauffeur war durch eine Glasscheibe von Jane und ihrem Begleiter getrennt. Der Wagen mußte schalldicht sein, denn Jane sah

draußen buntes Treiben und Menschentrauben, die von den Bürgersteigen herab auf die Straßen drängten. Trotzdem hörte sie keinen Laut.

Bis auf ein leises Zischen, aber da war es schon zu spät. Das Betäubungsgas sprühte ihr direkt ins Gesicht.

Ich war nicht zum ersten Mal im Orient, aber schon nach wenigen Minuten nahm mich sein Zauber wieder gefangen. Ich korrigierte mich in Gedanken. Orient paßte nicht so ganz, wir waren in Nordafrika. Aber das bunte Treiben im Basar erinnerte mich an andere Städte, die ich bereits kennengelernt hatte, Kairo, um nur ein Beispiel zu nennen.

Alia hatte uns zu einem Taxi gelotst, dessen Fahrer Hassan hieß und den Vorzug hatte, Alias Schwager zu sein.

Hassan plauderte ununterbrochen und erklärte alles, leider auf Arabisch. Und Alia dachte gar nicht daran zu übersetzen.

»Warum verraten Sie uns nicht, was Ihr Schwager sagt?« fragte Suko erstaunt.

»Weil es uninteressant ist«, erwiderte sie schlagfertig. »Er spult nur den üblichen Sermon für Touristen herunter. Hassan!« rief sie scharf. Daraufhin verstummte unser Fahrer und raste doppelt so schnell zwischen den sorglosen Fußgängern auf den Straßen hindurch.

»Der Basar!« Hassan schwenkte plötzlich von seiner Muttersprache auf Englisch um und warf seiner Schwägerin im Rückspiegel einen vernichtenden Blick zu. »Wenn Sie wollen, Mister, führe ich Sie gern persönlich.«

»Das übernehme ich«, entgegnete Alia schnippisch. »Du zeigst den Leuten ja doch nur Lasterhöhlen.«

Hassan versprach, auf uns zu warten. Wir zogen zu Fuß los, durchschritten einen der reich verzierten Tortürme und befanden uns in einer anderen Welt. Hatten wir uns bisher vorwiegend in dem europäisierten Teil von Tunis aufgehalten, so tauchten wir in das ursprünglichste Viertel ein. Handwerker saßen in ihren winzigen Läden und fertigten Schmuck und Ziergegenstände. Daneben boten Teppich- und Stoffhändler ihre Waren an. Von den Gewürzgeschäften gingen betörende Düfte aus. Näher und Schuster saßen im Freien und ließen sich bei der Arbeit beobachten.

Der Abend wurde kühl. Im Basar mit seinen engen, teilweise überdachten Gassen spürte man das nicht so sehr. Trotzdem fröstelte ich.

Alia bewegte sich in diesem unbeschreiblichen Gedränge mit der größten Selbstverständlichkeit. Überall flammten Kerosin- oder Campinggaslampen auf und verbreiteten warmen Lichtschein. Ich

mußte mich zusammenreißen, um nicht dem Zauber des Orients zu verfallen und nicht treiben zu lassen. Das fiel mir allerdings nicht so schwer, als ich an Bill Conolly, meinen alten Kampfgefährten aus seligen Zeiten, und seinen Kollegen sowie an die ängstlich wartende Sheila dachte. Daheim in London war auch der kleine John, mein Patenkind. Wenn überhaupt noch etwas zu retten war, dann lag es an mir. Von diesem Moment an betrachtete ich alles wesentlich nüchterner.

»Ich suche eine alte Bettlerin und Wahrsagerin«, erklärte uns Alia, blieb stehen und sah sich forschend um. »Tag für Tag treibt sie sich im Basarviertel herum. Und das seit Jahrzehnten. Jeder kennt sie, und sie kennt jeden.«

»Himmel, wie wollen Sie in diesem Gewirr eine einzelne Person finden?« rief Suko entgeistert.

Alia lächelte nur und sprach ein paar verschleierte Frauen an, die kurz stehenblieben und Unverständliches antworteten. Danach rief sie mehreren Händlern Grüße zu, fragte und erhielt Auskunft.

Im Zickzack führte uns Alia durch die Altstadt, bis sie vor einer dunklen Mauernische stehen blieb. Sie beugte sich vor.

»Fatme«, rief sie leise.

Eine heisere Stimme antwortete, bei der ich nicht unterscheiden konnte, ob sie einem Mann oder einer Frau gehörte. Gleich darauf sahen wir eine uralte Frau, tief gebeugt, die sich aus der Nische schob. Beim Lächeln entblößte sie einen einzigen Zahn.

»Monsieur, Mister!« rief sie uns fistelnd zu. »Ich Zukunft sehen! Ich große Weise! Ich...«

»Hör auf, das sind keine Touristen«, sagte Alia lachend, wurde schlagartig ernst und ließ einen arabischen Redeschwall los. Nur den letzten Satz sagte sie auf Englisch. »John und Suko wollen etwas über die Todesgeister der Sahara wissen.«

Die alte Frau riß die wachen, dunklen Augen auf. Ihr fast zahnloser Mund öffnete sich, und mit einem erschrockenen Aufschrei taumelte sie gegen die Mauer.

Jane Collins fühlte sich elend. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals so unbequem geflogen zu sein. Ihre Maschine sackte offenbar von einem Luftloch ins das nächste, schaukelte, schüttelte sich und stieß und bockte wie ein wild gewordener Esel.

Jane versuchte sich festzuhalten. Sie wollte nach der Stewardess rufen, doch ihre Stimme versagte den Dienst. Krampfhaft bemühte sie sich, die Augen zu öffnen. Wenigstens damit hatte sie Erfolg.

Doch was sie sah, ließ sie sich wünschen, die Augen nie geöffnet zu haben.

Sie lag gar nicht in einem Flugzeug, sondern auf dem Boden eines völlig kahlen Raums mit weiß getünchten Wänden. Als sie den Kopf ein wenig drehte, erkannte sie unter sich einen weichen Teppich. Er war der einzige Luxus, den man ihr zugestand.

Ansonsten war man nicht sehr freundlich zu ihr, wer »man« auch immer sein mochte. Sie war an Händen und Füßen gefesselt. In ihrem Kopf saß ein scheußlicher Druck. Sie erinnerte sich an das Betäubungsgas, das noch immer nachwirkte. Sie war prompt schon bei der Ankunft in eine Falle gegangen. Wer hatte sie gekidnappt? Und warum?

Die einzige Tür des fensterlosen Gefängnisses öffnete sich. Die Öllampen, die schwaches Licht verströmten, flackerten, als ein weißhaariger Mann in einem bodenlangen schwarzen Umhang eintrat. Sein Gesicht lag im Schatten. Jane sah nur das weiße Haar über dem dunklen Gesicht schimmern.

Er kam auf sie zu und beugte sich über sie. Die Privatdetektivin erhoffte sich Aufschlüsse, doch statt zu sprechen, schlug der Mann das Tuch von seinem Kopf.

Jane blickte in unergründlich schwarze Augen, mit denen plötzlich eine erschreckende Veränderung vor sich ging.

Sie drehten sich immer weiter nach oben, bis nur mehr das Weiße zu sehen war. Jane wollte schreien, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Von den weißen Augäpfeln ging eine unheimliche Kraft aus, die in ihre Gedanken eindrang. Jane hatte das Gefühl, als würde dieser Mann ihr Gehirn ausquetschen und den geheimsten Gedanken aus ihr herausaugen.

Eine volle Minute verharrte der Fremde in dieser Stellung. Dann richtete er sich auf und schüttelte den Kopf. »Du weißt nichts«, sagte er in holprigem Englisch, verließ den Raum und schlug die Tür hinter sich zu.

Minuten später betraten zwei ebenfalls völlig verhüllte Männer den Raum. Sie packten Jane, trugen sie auf einen Korridor hinaus und brachten sie durch verwinkelte Gänge, über Höfe, durch finstere Gassen und Straßen an eine Kreuzung. Dort stellten sie sie auf die Beine, lösten ihre Fesseln und tauchten im nächsten Moment in dem Winkelwerk der Altstadt von Tunis unter.

Jane Collins war frei, aber sie hatte nicht die geringste Ahnung, wo sie sich befand. Sie machte sich auf die Suche nach Menschen.

»Was hat sie?« rief ich erschrocken. Ich wollte der alten Wahrsagerin und Bettlerin helfen, doch diese stieß mich überraschend kräftig zurück.

»Ich brauche keine Hilfe«, sagte Fatme, und ihr gutes Englisch war

die zweite Überraschung. »Sie wollen etwas über die Todesgeister wissen? Warum?«

Nun kam es darauf an, ob ich der alten Bettlerin trauen durfte oder nicht. Ich sah sie forschend an und beschloß, mich auf meine Menschenkenntnis zu verlassen. Und die sagte mir, daß Fatme nicht mit dem Bösen im Bund stand. Dennoch wollte ich eine Probe machen.

Auf mein silbernes Kreuz verzichtete ich. Wir befanden uns nicht in der christlichen Sphäre der Welt. Möglicherweise wirkte das Kreuz hier nicht so stark. Deshalb holte ich die Gnostische Gemme aus meinem Koffer, den ich bei mir trug, und hielt sie der alten Frau entgegen.

»Nehmen Sie!« forderte ich sie auf. »Halten Sie diesen Gegenstand!«

Sie sah mir in die Augen, nicht auf die Gemme. Um ihren zahnlosen Mund spielte ein seltsames Lächeln, und als ich ihr die Gemme in die welke Hand drückte, lachte sie leise. Ich hatte fast den Eindruck, als würde sie sich über mich lustig machen.

»Sie stellen Fatme auf die Probe.« Die Bettlerin kicherte. »Sie sind ein vorsichtiger Mann. Das ist gut, denn vorsichtige Männer leben länger.«

Alia verfolgte alles mit ziemlicher Verständnislosigkeit. Sie schien nicht viel von meinen Methoden zu halten. Doch als Fatme nach einer vollen Minute noch immer lächelte, wußte ich Bescheid. Sie war zuverlässig, denn jeder Diener des Bösen hätte nicht über so lange Zeit den Kontakt mit der Gnostischen Gemme ertragen.

»Sie wollen also etwas über die Todesgeister wissen«, wiederholte Fatme, nachdem ich die Gemme wieder im Koffer verstaut hatte. »Ich werde es Ihnen sagen. Aber vorher stelle ich Sie auf die Probe. Geben Sie mir Ihre Hand!«

Ich tat es, und die alte Bettlerin besah sich meine Handlinien. Ihr Gesicht zog sich in die Länge, sie riß die Augen weit auf und krächzte ein paar unzusammenhängende Worte. Fast ehrfürchtig ließ sie meine Hand los und sah mir lange ins Gesicht. Endlich nickte sie.

»Ja, Sie sind der richtige Mann, John Sinclair«, flüsterte sie. »Ich habe genug gesehen.«

Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Vorhin hatte Alia nur meinen Vornamen genannt. Nun kannte die Wahrsagerin meinen vollen Namen. Sie machte aber nicht den Eindruck, als hätte sie mich von Anfang an gekannt.

Ehe ich fragen konnte, griff Fatme nach Sukos rechter Hand, besah sie sich kurz und nickte, listig lächelnd und blinzelnd.

»Du brauchst keinen Koffer, mein Sohn, du hast es in den Händen«, murmelte die Alte kichernd. Sie hatte sogar durchschaut, welchem Zweck mein Koffer diene. Meine Hochachtung vor ihren Fähigkeiten wuchs.

Danach wandte sie sich Alia zu, um auch ihr aus der Hand zu lesen. Täuschte ich mich, oder zögerte unsere Dolmetscherin einen Moment lang? Fatme störte sich jedoch nicht daran.

Lange betrachtete sie die zarte Hand, ließ sie sinken und lächelte freundlich.

»Nun, was ist, Fatme?« fragte Alia ungeduldig, als die Handleserin beharrlich schwieg. »Willst du mir nicht sagen, was du gesehen hast?«

»Frag mich in einem Monat, mein Kind«, antwortete die rätselhafte Bettlerin. »Und nun laß mich mit deinen Begleitern allein!«

Sie sagte es so energisch, daß Alia nicht widersprach. Unsere Dolmetscherin ging ein paar Häuser weiter und ließ sich dabei nicht anmerken, ob sie verärgert war oder nicht.

»Warum haben Sie Alia weggeschickt?« fragte ich verblüfft. »Sie will uns helfen.«

Die Bettlerin schob sich einen Schritt näher. »Ich werde Ihnen sagen, John Sinclair, weshalb ich vorhin so erschrak, als Alia mich nach den Todesgeistern der Sahara fragte.«

Ich beugte mich gespannt vor. Diese Frau wußte mehr, als wir ahnten.

»Ich habe gefühlt«, flüsterte sie, »daß Alia eine enge Beziehung zu den Todesdämonen hat! Daran müßt ihr immer denken!«

Ich warf Suko einen betroffenen Blick zu. »Das darf nicht wahr sein«, rief ich unterdrückt.

Es erschien mir unglaublich, ungeheuerlich! Wieso ausgerechnet Alia? Sie war uns von dem Hotelangestellten an der Rezeption des Mirage empfohlen worden! Sie war seine Schwester! Wieso gerade sie?

Doch dann überlegte ich nüchtern. Wenn Bill Conollys und Tom Turners Verschwinden etwas mit den Todesgeistern der Sahara zu tun hatte, dann mußte die Ursache dafür in Tunis liegen. Das war nur logisch, sonst wären die beiden schon in London verschleppt worden.

Wo hatten sie sich in Tunis auf jeden Fall öfter und länger aufgehalten? Im Hotel. Weshalb also sollte nicht ein Mitglied des Hotelpersonals an ihrem Verschwinden mitschuldig sein? Oder eine Verwandte eines Hotelangestellten?

Plötzlich kam mir Fatmes Beschuldigung gar nicht mehr absurd vor. Ich sah die alte Frau erwartungsvoll an.

»Was ist mit Alia?« fragte ich hastig. »Was weiß sie?«

Die Bettlerin schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht allwissend, John Sinclair«, antwortete sie ebenso leise. »Ich habe euch gewarnt. Nun liegt es an euch, wie ihr euch verhaltet.«

Ich sah ein, daß ich von ihr nichts mehr über unsere Dolmetscherin

erfahren würde. Deshalb stellte ich eine andere wichtige Frage. »Was hat es mit diesen Todesgeistern der Sahara überhaupt auf sich?«

Die alte Frau sah sich besorgt nach allen Seiten um. Außer Alia war niemand in unserer Nähe.

»Es gibt sie seit Menschengedenken«, flüsterte Fatme. »Es sind die Geister von Menschen, die in der Sahara ums Leben kamen. Die Geister von Ermordeten, von Verdursteten. Aus der Unterwelt haben sich Dämonen dazugesellt. In manchen verfluchten Nächten haben sie Karawanen überfallen. An manchen Unglückstagen haben sie die Wüstenwanderer in Sandlöcher gelockt oder sie in einem Sandsturm vernichtet.«

Schon wollte ich mich enttäuscht abwenden. Was Fatme da erzählte, klang eher wie Aberglaube, wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Es war eine schauerlich verbrämte Erklärung für Naturkatastrophen und Unglücksfälle, die sich in einem so riesigen Gebiet wie der Sahara fast täglich ereigneten. Doch dann sagte die alte Frau etwas, das mich elektrisierte.

»Seit Monaten sind die Todesgeister jedoch besonders aktiv, John Sinclair. Sie schlagen auch nicht mehr hier oder dort zu, sondern sie richten ihre Angriffe auf ganz bestimmte Ziele. Dann stoßen sie als riesige schwarze Fledermäuse aus dem Himmel herunter und holen sich ihre Opfer. Alles ist gelenkt, gesteuert und geplant. Dahinter steckt eine böse Intelligenz!«

»Wer?« stieß Suko atemlos hervor.

Die Bettlerin schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht allwissend, mein Sohn. Ich habe es schön einmal gesagt, nicht wahr? Mehr kann ich euch nicht verraten, es tut mir leid. Aber seid vorsichtig. Auch du, John Sinclair! Alle deine Waffen könnten versagen, wenn du in die Klauen der Todesgeister fällst oder wenn dich ihr Meister in seine Gewalt bekommt. Dieser Meister muß eine Ausgeburt des Satans sein! Lebt wohl, paßt auf euch auf!«

Sie wandte sich ab und wollte sich entfernen, doch ich hielt sie am Arm zurück. Zuletzt hatte sie nämlich nicht nur gut Englisch gesprochen, sondern sogar sehr schwierige Ausdrücke benutzt und sich gewählt ausgedrückt.

»Fatme!« Ich sah sie forschend an. »Wer sind Sie wirklich?«

Um ihren Mund erschien ein wehmütiges Lächeln. »Eine alte Bettlerin in den Gassen des Basars von Tunis. Lassen wir die Vergangenheit ruhen, John Sinclair. Sie war nur ein Traum. Aber wenn Sie nach England zurückkommen, denken Sie an mich!«

Diesmal ließ ich sie ungehindert gehen. Erst als sie zwischen zwei schmalen, hohen Häusern verschwunden war, zuckte ich zusammen.

»Ich habe mich nicht einmal bei ihr bedankt!« sagte ich betroffen zu Suko.

Mein chinesischer Begleiter hob die Schultern. »Ich glaube, sie hat alle unsere Gedanken gelesen«, meinte er. »Dieser Frau bleibt nichts verborgen.«

»Da hast du wahrscheinlich recht«, murmelte ich und wandte mich zu Alia um, die langsam wieder auf uns zukam.

Was sollte ich nur von dieser schönen und scheinbar so hilfsbereiten Frau halten?

Ich entschied mich blitzschnell. Wenn Alia tatsächlich eine Verbindung zu den Todesgeistern der Sahara hatte, konnte ich sie als Führerin benutzen.

Als Führerin zu den Todesgeistern und deren geheimnisvollem Meister!

Angst beschlich Jane Collins!

Das war ihr noch nie passiert. Sie befand sich mutterseelenallein in einer fremden Stadt. Das war nicht weiter schlimm. Bisher hatte sie sich überall durchgeschlagen. Sie war zäh.

Sie war entführt und freigelassen worden. Auch das konnte sie nicht sonderlich erschüttern. Es war nicht das erste Mal, daß sie mit Verbrechern oder Dienern des Satans zu tun hatte. Auch die Nachwirkungen des Betäubungsgases waren nicht mehr so schlimm.

Aber die menschenleeren Straßen, die dunklen Häuser und das Fehlen jeglichen Lebens zerrten an Janes Nerven. Kein Mensch war auf den Straßen unterwegs! Keine Autos fuhren vorbei. In den Häusern brannte kein Licht.

Wo hatten die Kidnapper sie abgesetzt? Sie lief zu einem Haus und betätigte den Klingelzug. Sie hörte auch das helle Klingeln, doch niemand öffnete.

Jane wirbelte herum. Sie hörte einen Automotor. Im nächsten Moment bog ein Taxi in die dunkle Straße ein.

Jane rief und lief winkend auf die Fahrbahn. Zu spät erkannte sie, daß der Wagen voll besetzt war. Trotzdem gab sie nicht auf. Sie mußte hier weg!

Das Taxi fuhr so dicht an ihr vorbei, daß sie erschrocken zurücksprang. Mit einem nicht gerade damenhaften Ausruf starrte sie dem Taxi hinterher. Ratlos sah sie sich um. In welche Richtung sollte sie gehen? Sie fand keine Anzeichen wo sie das Stadtzentrum suchen mußte.

Jane Collins machte sich aufs Geratewohl auf den Weg, wählte eine Straße und ging los. Zehn Minuten. Eine Viertelstunde. Nichts änderte sich am Straßenbild. Sie kam sich von Minute zu Minute verlorener vor.

Endlich konnte sie nicht mehr. Erschöpft ließ sie sich auf einen roh

behauenen Stein neben der Straße sinken. Der Stein hatte genau so wenig in dieser Gegend zu suchen wie sie selbst, dachte Jane und schrak zusammen.

Wie aus dem Boden gewachsen stand eine alte Frau vor ihr, die sich tief gebückt hielt. Das Kopftuch gab ein von unzähligen Falten durchzogenes Gesicht frei. Die Frau grinste freundlich. Ihre Lippen entblößten den einzigen Zahn im Mund.

Jane überwand ihre Scheu. »Pardon, Madam, mais...«

»Kommen Sie mein Kind«, antwortete die alte Frau in Janes Muttersprache. »Kommen Sie!«

Sie humpelte voran, drang in eine schmale Passage zwischen den dunklen Häusern ein, sah sich nicht ein einziges Mal nach Jane um. Die Privatdetektivin zögerte einen Moment, doch dann sagte sie sich, daß es nicht schlimmer werden konnte. Außerdem flößte ihr die Unbekannte Vertrauen ein.

Sie lief hastig hinter der Frau her, die ärmlich wie eine Bettlerin gekleidet war.

Fünf Minuten später wußte Jane überhaupt nicht mehr, in welche Richtung sie ging. Die Bettlerin hatte sie kreuz und quer geführt. Plötzlich traten sie auf einen breiten Boulevard, auf dem der Verkehr in sechs Spuren flutete. An den Häusern hingen bunte Glühlampen. Auch quer über die Straße waren leuchtende Girlanden gespannt. Auf den Bürgersteigen standen und gingen Menschen, lachten und unterhielten sich. Aus Straßencafes drangen die Klänge westlicher und arabischer Musik.

Jane blieb wie betäubt stehen. Sie konnte nicht glauben, daß sie sich so nahe an dem pulsierenden Leben befunden hatte und so einsam gewesen war. Sie wandte sich an die alte Frau.

»Was war das für ein Viertel?« fragte sie betont deutlich.

Die Bettlerin verhüllte ihr Gesicht. »Die Menschen haben Angst, mein Kind«, antwortete sie in akzentfreiem Englisch und hielt ein Taxi an. »Sie öffnen nicht, wenn die Dunkelheit den bösen Mächten den Weg zu ihren Häusern weist.«

Sie zog für die verblüffte Jane die Tür auf und ließ sie einsteigen. Als Jane in dem Taxi saß, warf die alte Frau die Tür wieder zu und steckte ihren Kopf zu dem Fahrer hinein.

»Hotel Mirage!« rief sie ihm zu.

Das Taxi ruckte an und mischte sich in den chaotischen Verkehr.

Jane Collins wirbelte herum und suchte die Bettlerin, aber diese war bereits in den Menschenmassen untergetaucht.

»Woher kannte sie nur den Namen des Hotels?« murmelte Jane fassungslos.

Ich ließ mir Alia gegenüber nichts anmerken. »Eine bemerkenswerte Frau«, sagte ich. »Was wissen Sie über Fatme?«

Alia schüttelte den Kopf, daß ihre langen schwarzen Haare flogen. »Genausoviel wie jeder in Tunis, nämlich nichts. Sie ist ein Rätsel.«

»Nicht nur Fatme«, warf Suko ein.

»Mein Freund meint, daß das Verschwinden der beiden Reporter ebenfalls ein Rätsel ist«, erklärte ich hastig, ehe Alia mißtrauisch wurde.

»Haben Sie herausgefunden, was Sie wissen wollten?« erkundigte sich die Dolmetscherin.

»Fatme hat nur Andeutungen gemacht«, antwortete ich ausweichend. »Wären Sie bereit, uns auf einer Expedition in die Sahara zu begleiten?«

Sie sah mich aus großen Augen an. Um ihre Mundwinkel zuckte es. Auf ihrem Gesicht erschien ein harter Ausdruck.

»Die Sahara ist groß, John.«

»Das genaue Ziel steht noch nicht fest.« Ich wollte sie aus der Reserve locken. Wenn sie mit den Todesgeistern in Verbindung stand, versuchte sie wahrscheinlich, uns zu deren Versteck zu führen. Falls sie einen Vorschlag für ein Reiseziel machte, konnte ich ziemlich sicher sein, daß sie uns dem Meister der Dämonen auszuliefern versuchte.

Alia zuckte die Schultern. »Warum sollte ich Sie nicht begleiten? Kommen Sie jetzt, mein Schwager wartet mit dem Taxi!«

Schweigend folgten wir ihr durch den Basar zurück zu der Stelle, an der wir das Taxi verlassen hatten. Hassan lehnte an seinem Wagen. Ich merkte sofort an seinem Gesicht, daß etwas geschehen war. Kaum sah er seine Schwägerin, als er sich schon auf sie stürzte und sie mit einem arabischen Wortschwall empfing. Alias Gesicht wurde bleich. Sie übersetzte für uns.

»Vor einer Stunde ist eine Karawane in Tunis eingetroffen«, sagte sie stockend.

»Ist das etwas so Besonderes?« erkundigte sich Suko erstaunt.

Alia achtete nicht auf die Zwischenbemerkung. »Sechzig Kamele.« Sie zitterte. »Sechzig Kamele haben wohlbehalten die Stadt erreicht. Aber von den zehn Begleitern und dem Anführer der Karawane fehlt jede Spur.« Sie schluckte und griff sich an die Kehle. »Das Fell der Kamele ist über und über mit Blut bespritzt.«

Ich überlegte, ob das etwas mit unserem Fall zu tun haben konnte. Es gab eigentlich keinen Anhaltspunkt. Dennoch interessierte ich mich für die Sache. »Woher kommt die Karawane? Kennt man ihre Route?«

Alia nickte. »Der Anführer heißt Habbas, ein erfahrener Mann. Die Karawane kam aus dem südlichen Libyen. Die Wege sind seit Jahrhunderten dieselben. Sie treffen hundert Kilometer südlich von

Tunis auf ein wild zerklüftetes, kahles Gebirge. »Die Zähne des Scheitans.«

»Die Zähne des Teufels?« Ich wurde hellhörig. Nicht umsonst waren Gebirge oder Gewässer nach dem Bösen benannt. »Was ist mit diesen Bergen?«

Ich erhielt keine Antwort. Alia schlug die Hände vor das Gesicht und sank schluchzend auf den Beifahrersitz des Taxis. Ihr Schwager Hassan warf uns einen vorwurfsvollen Blick zu, als ob wir daran schuld wären. Er beugte sich zu Alia hinunter und redete leise auf sie ein.

»Tut mir leid«, sagte unsere Dolmetscherin nach einigen Minuten, in denen wir hilflos neben dem Wagen gestanden hatten. »Ich bin noch immer nicht darüber hinweg. Vor zwei Jahren wurde mein Mann an den »Zähnen des Scheitans« ermordet.«

Jetzt verstand ich ihr Verhalten – vorausgesetzt, sie sagte die Wahrheit.

Wir stiegen in den Wagen. »Zum Hotel Mirage«, sagte ich zu Hassan. »Ich möchte morgen früh aufbrechen und mir diese »Zähne des Scheitans« ansehen. Besorgen Sie uns einen Landrover und die nötige Ausrüstung?«

»Besser zwei Landrover«, antwortete Hassan. »Wenn ein Wagen steckenbleibt, hilft noch immer der andere.«

Wir besprachen einige Einzelheiten und waren zehn Minuten später vor dem Hotel. Hinter uns hielt ein zweites Taxi.

Eine hübsche blonde Frau stieg aus, die ich verblüfft anstarrte. Ich wollte Jane Collins begrüßen, als von zwei Seiten uniformierte Polizisten auf uns zutraten. Sekunden später waren wir alle verhaftet.

Die Verhaftung störte mich nicht sonderlich, da ich mir meiner Sache sicher war. Ein kurzes Gespräch mußte die Lage bereinigen. Doch Janes Aussehen machte mir Sorgen. Sie wirkte erschöpft und mitgenommen. Irgend etwas war geschehen.

Sie versuchte, mir Zeichen zu machen, doch die Polizisten verboten es.

Suko warf mir einen bezeichnenden Blick zu. Uns beiden war klar, worum es ging. Die Leiche in der Abstellkammer. Der Tote, den wir aus Bills Zimmer hatten verschwinden lassen.

Kommissar Mahmud war klein, dick und gemütlich. Seine flinken, scharfen Augen strafen sein Äußeres Lügen. Ich merkte, daß er auch sehr unangenehm sein konnte. Jetzt allerdings strahlte sein rundes Gesicht unter dem Fes. Er strich sich über den riesigen Schnurbart und betrachtete Suko und mich mit sichtlichem Vergnügen.

»Messieurs, ich freue mich, Sie zu sehen«, sagte er in stark gefärbtem Englisch. »Sie haben sicher nichts dagegen, mir ein paar Fragen zu

beantworten. Übrigens, Sie haben nicht zufällig eine Leiche gesehen?»

Ich lächelte unbefangen zurück. »Ich habe in meinem Leben schon unzählige Leichen gesehen«, erwiderte ich und zog meinen Ausweis aus der Tasche. Kommissar Mahmud nahm ihn mit spitzen Fingern und warf einen Blick hinein. Seine Augen wurden immer größer. Und er selbst immer verlegener.

»Pardon, tut mir schrecklich leid«, entschuldigte er sich schließlich und gab mir den Ausweis zurück. Seine Leute scheuchte er mit einer herrischen Handbewegung weg. »Hätte ich das geahnt... tut mir unendlich leid, Messieurs!«

Ich überlegte nicht lange. Dieser Kommissar machte auf mich einen vernünftigen Eindruck. Es war besser, er ließ uns in Ruhe. Andererseits wollte ich ihn nicht irreführen. Lieber ein paar Aussagen machen und etwas Zeit verlieren.

»Begleiten Sie uns, Monsieur le Commissaire«, forderte ich ihn auf. »Wir werden Ihnen etwas erklären. Danach haben Sie bestimmt weniger Probleme.«

Er kniff die Augen zusammen und zog heftig an seinem Schnurrbart. »Davon bin ich überzeugt«, antwortete er. »Vermutlich beginnen die Schwierigkeiten erst. Sie machen ein so ernstes Gesicht.« Er bewies damit, daß er ein guter Menschenkenner war, und ich war froh, daß ich mich zum Sprechen entschlossen hatte.

Jetzt konnte ich Jane begrüßen. Sie fiel mir um den Hals und schilderte überstürzt, was sie alles erlebt hatte. Kommissar Mahmud war ein aufmerksamer Zuhörer, obwohl die Worte gar nicht für ihn bestimmt waren.

Unterdessen waren wir in meinem Zimmer angekommen. Ich erklärte Jane, wer die alte Frau war. Damit hatte ich wenigstens eine ihrer Fragen beantwortet, was allerdings noch nicht erklärt, woher Fatme, die Bettlerin aus dem Basar, von Janes Lage gewußt hatte.

Anschließend schilderte ich Kommissar Mahmud in allen Einzelheiten, was sich seit unserer Ankunft in Tunis ereignet hatte. Ich verschwieg allerdings, welchen Verdacht die alte Fatme gegen unsere Dolmetscherin Alia ausgesprochen hatte.

»Sie sehen«, schloß ich, »es war für uns die beste Lösung, den Toten in der Abstellkammer verschwinden zu lassen. Und Sie brauchen nicht weiter nach einem Mörder zu suchen. Entweder finden wir ihn und machen ihn unschädlich oder er findet uns und macht uns unschädlich.«

Der Kommissar strich eine Weile gedankenverloren seinen Schnurrbart. Ich wartete gespannt auf seine Entscheidung.

»Sie sind Oberinspektor bei Scotland Yard«, sagte Mahmud endlich. »Das schließt in meinen Augen nicht aus, daß Sie mich belügen. Aber dann hätten Sie sich sicher eine einfachere und glaubwürdigere

Geschichte ausgedacht. Ihre Geschichte klingt aber so verlogen, daß sie bestimmt wahr ist.«

Ich atmete bereits erleichtert auf, als das dicke Ende kam. Der Kommissar lächelte undurchsichtig. Ich hatte ihn richtig eingeschätzt. Er konnte trotz seiner Liebenswürdigkeit sehr unangenehm werden.

»Ich gebe Ihnen zu Ihrem persönlichen Schutz drei meiner Leute mit«, eröffnete der Kommissar. »Und wenn Sie morgen in die Sahara zu den ›Zähnen des Scheitans‹ aufbrechen, werde ich Sie begleiten. Ich muß ohnedies den Fall der Todeskarawane bearbeiten.«

Ich verstand. Er wollte uns keine Schwierigkeiten machen, wollte uns aber andererseits auch nicht unbeaufsichtigt herumlaufen lassen. Notgedrungen stimmten wir zu. Wir verabredeten uns für den folgenden Tag um sechs Uhr morgens. Alia blieb dabei, sie wollte uns begleiten.

Erst nachdem alle gegangen waren, erzählte ich Jane von Fatmes Verdacht gegen Alia. Wir waren uns einig, daß wir die Dolmetscherin trotzdem – oder gerade deswegen – mitnehmen mußten.

»Du sollst dich nur nicht in Alia verlieben«, meinte Jane spitz, bevor sie mein Zimmer verließ. »Denk immer daran, John! Ich bin in deiner Nähe, und ich habe keinen Kontakt zu Todesgeistern!«

»Was für ein Glück«, sagte ich grinsend, nahm sie in meine Arme und küßte sie so, daß Suko sich diskret räuspernd verabschiedete und uns allein ließ.

»Paß auf dich auf«, sagte Jane lächelnd, als sie auch ging.

Ich gab ihr noch schnell einen Kuß auf die Nase und schloß hinter ihr ab. Der Tag war anstrengend gewesen, und in wenigen Stunden mußten wir bereits wieder aufstehen. Ich duschte noch schnell und fiel todmüde in mein Bett. Das silberne Kreuz behielt ich wie immer bei mir. Ich trennte mich nie davon. Es hatte mir schon mehr als einmal das Leben gerettet.

Obwohl ich augenblicklich einschlief, verfolgte mich die Sorge um Bill und seinen Kollegen noch bis in den Traum. Vielleicht hörte ich deshalb das leise Geräusch an meiner Tür.

Sofort war ich hellwach und starrte in die Dunkelheit. Von der Straße fiel nur wenig Licht in das Zimmer. Ich rollte mich auf die Seite und schnaufte dabei absichtlich laut. Wenn jemand eingedrungen war, sollte er glauben, daß ich noch schlief.

Ich sah an meiner Armbanduhr, daß ich erst eine Stunde geschlafen hatte. Vorsichtig drehte ich mich auf die andere Seite. Noch war niemand zu sehen.

Da war es wieder, dieses Geräusch! Ein feines Rascheln.

Ich entspannte mich, holte tief Luft und schnellte mich vom Bett hoch.

Er wußte nicht mehr, wie lange er schon hier lag, bewegungslos, vollständig gelähmt und dem Tod näher als dem Leben. Er konnte nicht einmal die Augen bewegen. Sein Blick war zu der nackten Decke der Felsenhöhle gerichtet. Schwacher Lichtschimmer überzog den blanken Stein.

Bill Conolly wußte nicht, wo er sich befand. Er wußte nicht, ob es Tag oder Nacht war. Er ahnte nicht einmal, ob Tom Turner noch lebte.

Er versuchte, sich an alles zu erinnern. Es fiel ihm schwer. Hatten sie ihm Betäubungsmittel gespritzt? Oder lag er unter einem magischen Bann?

Es hatte wie der Blitz aus heiterem Himmel angefangen. Im Garten hinter dem Hotel Mirage.

Er hatte ein Gespräch belauscht, unfreiwillig, und er hatte erkannt, mit wem er es zu tun hatte. Er hatte es vergessen, oder sie hatten ihm die Erinnerung genommen.

Jedenfalls war ihm sofort klar gewesen, daß er unbedingt John Sinclair, den Geisterjäger, verständigen mußte. Vom Hotel aus wollte er es nicht machen. Deshalb war er zur Hauptpost von Tunis gefahren. Er hatte ein verschlüsselttes Telegramm aufgegeben, von dem er genau wußte, daß es John alarmieren würde. Und er war sicher gewesen, daß sie das Telegramm nicht abfangen würden, weil es für Fremde unverständlich klang.

Beim Verlassen des Postgebäudes hatten sie ihn überfallen. Ehe er begriffen hatte, was überhaupt geschah, lag er schon in einem Kleinbus, neben ihm Tom Turner, reglos wie eine Leiche. Er hatte noch geatmet, der arme Tom. Vermutlich wußte er nicht einmal, warum ihm das passierte.

An mehr konnte Bill Conolly sich nicht erinnern. Irgendwann während der Fahrt hatte er das Bewußtsein verloren.

Der Reporter wollte sich ausruhen und seine Gedanken abschalten, als ihm doch noch etwas einfiel. Undeutlich stieg eine Szene in sein Bewußtsein hoch.

Er sah eine Wasserstelle, Kamelreiter, einen Beduinen, der sich über ihn beugte. Er erinnerte sich daran, daß er mit diesem Mann gesprochen hatte, auf Französisch hatte er ihm eine Botschaft für John Sinclair zugeflüstert. Danach waren seine Bewacher gekommen, brutale Kerle, die den Beduinen mit Peitschenhieben vertrieben.

Das nächste Mal war Bill in dieser Höhle aufgewacht, in der es weder Tag noch Nacht gab, nur dieses immerwährende Dämmerlicht.

Zwei Gesichter erschienen vor Bill Conollys geistigem Auge. Der Schmerz krampfte sich in ihm fest.

Sheila und der kleine John! Er würde die beiden nie wiedersehen, das ahnte er. Diesmal war er in die Hände eines Mächtigen gefallen, gegen den niemand kämpfen konnte. Er hatte die Todesgeister der

Sahara auf seiner Seite.

Bill staunte darüber, was ihm nach und nach alles einfiel. So wußte er auch wieder, wie die Botschaft an John lautete. Er sollte die Finger von dem Fall lassen, es habe keinen Sinn, gegen den Magier zu kämpfen.

Weiter kam Bill Conolly nicht in seinen Gedanken. Er hörte ein Geräusch, und plötzlich konnte er wenigstens den Kopf ein wenig drehen. Er stieß einen heiseren Schrei aus und versuchte, sich aufzubäumen.

Er konnte es nicht. Sein gelähmter Körper reagierte nicht.

Sie Augen quollen dem Reporter vor Entsetzen fast aus dem Kopf. Nur wenige Schritte von ihm entfernt schob sich durch ein Loch in der Felswand der scheußlichste Kopf, den er je gesehen hatte.

Ein Drachenkopf!

Bill schrie noch einmal gellend auf. Seine Stimme brach sich tausendfach an den Wänden der Felshöhle.

Im nächsten Moment zischte ihm aus den Nüstern der Bestie giftiger Schwefeldampf ins Gesicht. Mit einem erstickten Röcheln sank der Reporter zurück und verfiel wieder in tiefe Bewußtlosigkeit. Die Schwefeldämpfe des Drachen raubten ihm auch die Erinnerung.

Bill Conolly sah nicht mehr, welche Veränderung mit dem Fabelwesen vor sich ging, sonst hätte er das teuflische Spiel durchschaut.

Ich sprang aus dem Bett, kam auf die Beine und schnellte mich sofort zur Seite, um dem Angreifer kein Ziel zu bieten.

Doch da war kein Angreifer! Nichts rührte sich im Zimmer – bis mein Blick auf die Ritze unter der Tür fiel. Draußen auf dem Korridor brannte Licht. Ich sah den Schatten einer Gestalt, und ich entdeckte ein Stück Papier, das der Unbekannte unter der Tür durchschob.

Wieder raschelte es. Das Papier glitt in mein Zimmer. Gleich darauf war der Schatten verschwunden.

Ich überlegte nicht lange. Es war keine Zeit, um meine Beretta vom Nachttisch zu nehmen. Ich schnellte mich zur Tür, schloß auf und stürmte im Pyjama auf den Korridor hinaus.

Am Ende des Ganges entdeckte ich eine in weiße Gewänder gehüllte Gestalt. Der Mann drehte sich für einen Moment zu mir um und erschrak. Ein Beduine. Er ergriff sofort die Flucht.

Ich jagte in weiten Sätzen hinter ihm her und holte ihn noch vor der Feuertreppe ein. »Halt!« rief ich gedämpft. »Stehenbleiben!«

Er lief noch schneller, aber ich packte ihn am Arm und wirbelte ihn herum. Der Mann starrte mich entsetzt an. Er zitterte am ganzen Körper und sah so aus, als würde er jeden Moment zusammenbrechen.

Ich wartete vergeblich darauf, daß er mich angriff. Der Mann schien im Gegenteil sogar sehr friedlich zu sein.

»Unterhalten wir uns in meinem Zimmer«, sagte ich und erinnerte mich daran, daß die übliche Fremdsprache in Tunesien Französisch war. Ich wiederholte meine Aufforderung in dieser Sprache.

Diesmal hatte ich den Eindruck, daß er mich verstand. Trotzdem zitterte er noch immer. Obwohl er harmlos wirkte, blieb ich vorsichtig. Ich schaltete das Licht in meinem Zimmer ein. Der Beduine setzte sich, und ich hob den Zettel auf, den er mir unter der Tür durchgeschoben hatte.

Die Handschrift war nur schwer zu entziffern, der Text in Französisch abgefaßt.

»Suche nicht nach mir«, las ich laut vor. »Es ist zu gefährlich! Grüße Sheila und John.« Ich ließ den Zettel sinken. »Was soll das?«

Diese letzte Frage stand nicht mehr auf dem Papier. Der Beduine sah mich ängstlich an. Zur Probe holte ich das Silberkreuz hervor und ließ es vor seinem Gesicht baumeln. Er reagierte nicht darauf, hatte also vermutlich nichts mit dem Bösen zu tun.

Ich brauchte fast eine halbe Stunde, bis der Mann endlich zu sprechen begann. Über Haustelefon hatte ich inzwischen Suko und Jane geweckt und in mein Zimmer geholt. Daher hörten sie den Bericht des Beduinen aus erster Hand.

»Ich war mit meinen Brüdern in der Wüste unterwegs«, erzählte er leise und stockend. Das Französische war ihm nicht sehr geläufig, aber er konnte sich verständlich ausdrücken. Ich hätte auch Alia als Dolmetscherin holen können, verzichtete jedoch lieber darauf. Ich mißtraute ihr seit dem Gespräch mit der alten Fatme. »In einer Oase habe ich weiße Männer getroffen. Einige waren sehr unfreundlich und grob. Sie jagten uns weg. Aber da waren zwei Männer, die die anderen nicht aus den Augen ließen. Einer von ihnen sprach kurz mit mir. Er bat mich, genau diese Worte aufzuschreiben und den Zettel einem Mann namens John Sinclair zu geben. Hier in Tunis in diesem Hotel.«

»Wer hat Ihnen diese Nachricht mitgegeben?« fragte Jane atemlos, obwohl sie sich die Antwort denken konnte.

»Er nannte sich Bill.« Der Beduine deutete auf den Zettel. »Dieser Mann hat ausdrücklich gesagt, daß Sie ihm nicht folgen sollten.«

»Wie hat er ausgesehen?« fragte Suko zähneknirschend. »Ich meine, in welchem Zustand befand er sich?«

Der Einheimische schüttelte den Kopf. »Als ob er schlafen würde. Er sah krank aus. Der zweite Mann auch. Der konnte sich kaum bewegen.«

Ich fragte ihn aus und erkundigte mich auch nach den Begleitern von Bill und Tom Turner. Viel erfuhr ich nicht. Es war ein Geländewagen gewesen, und drei Engländer hatten die beiden Gefangenen weiter in

die Wüste verschleppt.

»Wo liegt diese Oase?« stellte ich endlich die entscheidende Frage. »Und wohin fuhr der Wagen?«

Der Beduine schüttelte den Kopf. »Ich mußte Monsieur Bill versprechen, es Ihnen nicht zu sagen, Monsieur Sinclair!« erklärte er entschieden.

Ich sah meine Freunde betroffen an. Das klang ganz danach, als habe Bill tatsächlich mit dem Leben abgeschlossen. Zuerst hatte er mich durch dieses wirre Telegramm alarmiert, hinterher jedoch alles darangesetzt, mich an einer Verfolgung zu hindern. Und nach der Schilderung des Beduinen hatte er das sogar freiwillig getan.

Ich dachte daran, daß ich Sheila und den kleinen John von Bill grüßen sollte, und ich war fest entschlossen, nicht locker zu lassen. Zu dritt redeten wir auf den Beduinen ein. Er schwieg beharrlich und wollte nicht verraten, wo dieses Zusammentreffen stattgefunden hatte.

Endlich entschloß ich mich dazu, ein schweres Geschütz aufzufahren. »Sie haben Angst vor den Todesgeistern der Sahara und vor dem Magier«, sagte ich leise. Der Mann prallte entsetzt zurück. »Sie haben von der Todeskarawane gehört, die in Tunis eingetroffen ist! Elf Männer sind verschwunden, die Begleiter der Karawane! Wollen Sie, daß es Ihnen und Ihren Verwandten auch so geht? Wenn nicht, dann sprechen Sie, damit wir die Geister vernichten können!«

Er sah uns der Reihe nach an. »Ich kann es nicht sagen, ich darf es nicht«, jammerte er. »Sie bringen uns alle um!«

Ich sah ein, daß er zu große Angst vor den Geistern hatte. »Also gut, dann werden wir ohne Ihre Hilfe zu den ›Zähnen der Scheitans‹ fahren«, sagte ich beiläufig. Der Mann zuckte so heftig zusammen, daß ich sofort Bescheid wußte. Er hatte den Geländewagen mit Bill Conolly und Tom Turner auf dem Weg zu diesem Gebirge gesehen.

Wir ließen den Beduinen gehen. Er lehnte jede Bezahlung für seinen Botenweg ab. An der Tür blieb er noch einmal stehen. Er sah uns an, als wären wir alle Todgeweihte.

»Gehen Sie nicht in die Wüste«, sagte er dumpf. »Sonst werden Sie sterben, und niemand kann Sie retten! Dieses Wesen in den Bergen ist eine Bestie, wie sie sich kein Mensch vorstellen kann! Aber wenn Sie sich in die Sahara wagen, dann wünsche ich Ihnen Glück! Befreien Sie diese armen Männer, denn im Moment leiden sie in der Hölle!«

Er verließ hastig das Zimmer. Wir blieben schweigend zurück. Nun hatten wir eine Spur der Verschollenen entdeckt, aber es sah nicht gut aus.

»Sehen wir zu, daß wir noch eine Handvoll Schlaf bekommen«, schlug ich vor. »Wir werden alle unsere Kräfte brauchen.«

Jane und Suko gingen in ihre Zimmer zurück. Als es an meiner Tür klopfte, hatte ich das Gefühl, erst zwei Minuten geschlafen zu haben.

Es war jedoch bereits sechs Uhr morgens. Ich hatte verschlafen.

Alia stand auf dem Korridor, fertig angezogen für die Expedition in die Sahara. Alia, von der ich nicht wußte, auf welcher Seite sie stand, und die enge Beziehungen zu den Todesgeistern haben sollte.

»Sie sind spät dran, John«, sagte sie mit einem spöttischen Lächeln.

Ich lächelte zurück. »Aber noch nicht zu spät«, erwiderte ich und fügte in Gedanken hoffentlich hinzu.

Als Bill Conolly das nächste Mal aufwachte, ging alles von vorne los. Mühsam mußte er sich daran erinnern, in welcher Situation er sich befand und wie er in diese Klemme hineingeraten war.

Zuletzt erinnerte er sich an den Drachenkopf, der ihm giftige Gase ins Gesicht geblasen hatte. Entsetzt fuhr er hoch – und merkte, daß er sich bewegen konnte. Er war zwar schrecklich schwach, aber nach einer Weile hörte die Höhle auf, sich um ihn zu drehen.

Zum ersten Mal konnte sich Bill seine Umgebung genauer ansehen. Es gab in den glatten Felswänden nur eine einzige Öffnung, eben jene, in der der Drachenkopf erschienen war. Er hatte die ganze Zeit auf einem Feldbett gelegen. Es war das einzige Möbelstück in der Höhle.

Bills Zunge klebte am Gaumen. Er wollte rufen, brachte jedoch keinen Ton aus seinem ausgetrockneten Mund. Wer weiß, wie viele Tage er bereits in der Höhle lag! Er hatte sie nicht gezählt.

Keuchend stand er auf, stützte sich schwer an der Felswand ab und taumelte auf den Ausgang zu. Die wenigen Schritte zehrten fast seine ganzen Kräfte auf. Er mußte sich gegen die Wand lehnen und die Augen schließen. Bill griff sich stöhnend an die Kehle. Dabei strichen seine Finger über das Kinn. Erschrocken befühlte er die dichten, langen Bartstoppeln, die in seinem Gesicht wucherten. Er war tatsächlich schon ziemlich lange in Gefangenschaft.

Sheila machte sich bestimmt entsetzliche Sorgen um ihn. Obwohl Bill seinem Freund John Sinclair eine Botschaft geschickt hatte, er solle nicht mehr nach ihm suchen, kämpfte er sich weiter vor. Sein Lebenswille siegte.

Nach einer scheinbar endlosen Zeit hatte Bill es geschafft, aus der Höhle zu klettern. Er befand sich in einem langen, schmalen Stollen, der aus dem nackten Felsen geschlagen war. Erst jetzt fiel Bill auf, daß überall geheimnisvolles Dämmerlicht herrschte, ohne daß Lichtquellen zu entdecken waren. Das Licht schien aus dem Innern des Berges zu kommen.

Fünf Minuten später hatte er das Ende des Stollens erreicht und blieb staunend stehen. Er stand in einem riesigen Saal. An den Wänden züngelten Flammen über die Steine. Sie überzogen die gesamte Halle mit einem rötlichen Lichtschein. Unter der Decke hingen riesige

Fledermäuse, schwarze Wesen, deren Flügel auch zusammengefaltet erschreckend groß waren. Ausbreitet mußten sie eine Spannweite von mindestens vier bis fünf Metern erreichen.

Bill sah die Köpfe der Fledermäuse und brach fast zusammen. Es waren Raubtierschädel mit handtellergroßen, glühenden Augen und dolchartigen Zähnen. Ein unerträglicher Gestank nach Schwefel hing in der Luft.

»Oh, Mr. Conolly, wie schön, daß Sie mich besuchen!« Im Hintergrund der Halle erhob sich ein Mann von einem Kissenlager. Bill entdeckte ihn erst jetzt. Er mußte blinzeln, weil ihn die Flammen blindeten. »Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir! Sie müssen müde sein!«

Bill wankte auf den Mann zu. Etwas in der Stimme des Unbekannten zwang ihn dazu, obwohl er das Böse spürte, das dieser Mann ausstrahlte.

Wenige Schritte vor dem Lager aus kostbaren Teppichen und üppigen Kissen blieb Bill Conolly stehen. Er musterte den Mann, der ihn mit funkelnden Augen betrachtete.

Sein Verstand warnte ihn und signalisierte Gefahr, aber als er auf Tellern und Schüssel reichhaltige Speisen sah und die Flaschen mit Wein und Wasser entdeckte, vergaß er alle Vorsicht.

»Setzen Sie sich und seien Sie mein Gast«, lud ihn der Unbekannte ein.

Bill ließ sich auf die Kissen sinken und griff hastig nach einer Wasserflasche. Gierig trank er sie auf einen Zug halb leer.

Der Fremde setzte sich ihm gegenüber und betrachtete ihn mit einem kalten, unmenschlichen Lächeln.

»Lassen Sie es sich gut schmecken«, sagte er leise lachend. »Sie müssen wieder zu Kräften kommen, Mr. Conolly! Sie sollen noch erleben, wie ich Ihre Freunde vernichte, ehe Sie selbst sterben!«

Vor dem Hotel Mirage warteten bereits Kommissar Mahmud und drei Polizisten in einem Landrover. Dahinter parkten unsere beiden Wagen. Einen übernahm Suko mit Jane, den anderen ich mit Alia.

Jane Collins gefiel diese Regelung gar nicht. Ich sah die Blicke, die sie Alia zuwarf, konnte jedoch nichts ändern. Alia war eine bezaubernde und verlockende Frau, aber nicht deshalb nahm ich sie in meinen Wagen. Wenn sie eine Verbindung zu den Todesgeistern hatte und einen Angriff gegen uns plante, wollte ich sie unter Aufsicht haben.

Kommissar Mahmud strahlte vor Freundlichkeit, als er uns begrüßte. »Wir übernehmen die Führung«, bot er an. »Wir kennen uns in der Wüste besser aus als Sie Großstadtmensch. Fahren Sie nur immer

hinter unserem Wagen her, dann kommen Sie völlig sicher zu den »Zähnen des Scheitans!«

Davon war ich zwar nicht überzeugt, verzichtete jedoch auf Widerspruch. Unsere Wagen standen über tragbare Funkgeräte miteinander in Verbindung. Alias Schwager Hassan hatte an alles gedacht. Ich überprüfte die Wasser- und Treibstoffvorräte und sah mir auch die Wagen genau an. Von dieser Seite hatten wir kaum etwas zu befürchten.

Anders sah es mit den Todesgeistern und dem mysteriösen Magier aus, von dem wir noch gar nichts wußten. Vor ihnen mußten wir uns hüten.

Wir fuhren bis zur Mittagspause durch. Noch kamen wir durch besiedeltes Land. Am Nachmittag veränderte sich die Gegend. Die riesigen Plantagen mit Olivenbäumen blieben zurück. In der Ferne schimmerten bläulich die Spitzen des Atlasgebirges. Unsere Asphaltstraße verwandelte sich in eine Schotterpiste, auf der wir ordentlich durchgerüttelt wurden.

Gegen fünf Uhr nachmittags endete auch die Schotterpiste. Von jetzt an mußten wir den Spuren anderer Fahrzeuge folgen, die vor uns diese Route benutzt hatten. Sie waren der einzige Anhaltspunkt.

Der Untergrund war fest, so daß die Spuren nicht so schnell verweht wurden. Es gab eine Art Piste, aber viele Fahrer hatten sich einen eigenen Weg seitlich dieser Hauptstrecke gesucht. Ihre Spuren liefen ein Stück in die Wüste hinaus und kehrten nach einiger Zeit zu unserer Piste zurück.

Wir probierten die Funkgeräte aus. Sie funktionierten ebenso gut wie die Wagen. Ich wurde mißtrauisch. Alles lief viel zu glatt.

Suko betrachtete mich grinsend, als wir eine Pause einlegten. »Du machst ein so finsternes Gesicht, als wäre Miß Alia böse auf dich«, witzelte er.

Alia legte den Kopf in den Nacken und lachte schallend. »Wir haben uns ununterbrochen blendend unterhalten«, rief sie und sagte die Wahrheit. Sie hatte so fesselnd von ihrem Heimatland erzählt, daß mir die Zeit wie im Flug vergangen war. Dafür handelte ich mir von Jane einen eifersüchtigen Blick ein.

»Ja, Monsieur Sinclair, was haben Sie denn?« erkundigte sich auch Kommissar Mahmud kopfschüttelnd. »So viel Glück auf dieser Fahrt hatte ich schon lange nicht.«

»Eben!« Ich sah mich unbehaglich um. Zwischen den weichen Dünen der Sandwüste nisteten sich die ersten Schatten ein. »Es ist zu schön, um wahr zu sein. Ich fürchte, es wird bald etwas geschehen!«

Ich hatte kaum ausgesprochen, als es auch schon passierte.

Einer der Polizisten riß seinen Revolver aus der Halfter, legte auf mich an und drückte ab.

Bill Conolly verschluckte sich fast an dem Wasser, als er die Worte des Unheimlichen hörte. Er starrte sein Gegenüber an. Die Gedanken überschlugen sich in seinem Kopf.

Der Magier hatte nichts anderes gesagt, als daß John Sinclair in Tunesien war. Und er hatte von »Freunden« gesprochen. Suko? Auch Jane Collins? Wer sollte sonst gemeint sein?

Bills Hände zitterten, als er nach den Speisen griff. Er sagte sich, daß er unter diesen Umständen tatsächlich bei Kräften bleiben mußte, um bis zur Ankunft seiner Freunde durchzuhalten. Seine Niedergeschlagenheit wich.

»Sie lügen«, sagte er, um den Unbekannten zu provozieren. »Von welchen Freunden sprechen Sie?«

Der Magier sah ihn mit flackernden Augen an. »Mr. Conolly! Glauben Sie, ich weiß nicht, daß Sie John Sinclair bei Scotland Yard ein verschlüsseltes Telegramm geschickt haben? Es hätte das Land nicht verlassen, wenn ich es nicht erlaubt hätte.«

Bill bemühte sich, sein Erschrecken zu verbergen. Damit hatte er nicht gerechnet.

»Ich weiß, daß sich John Sinclair und Suko, dieser Chinese, in Tunis aufhalten«, fuhr der Magier fort. »Ich weiß, daß auch Jane Collins angekommen ist. Ich habe sie durch meine ergebenen Sklaven entführen und überprüfen lassen. Aus ihren Gedanken habe ich erfahren, daß meine Feinde nichts über mich wissen. Gar nichts!«

»Jane ist gefangen?« fragte Bill erschrocken. Diesmal konnte er sich nicht beherrschen.

Der Magier schüttelte den Kopf. »Ich habe sie freigelassen. Sie kann mir nicht schaden, und hier in diesen Bergen wird sie ohnedies sterben. Warum soll sie nicht noch ein paar Stunden oder Tage die trügerische Freiheit genießen?«

Bill legte das gebratene Hähnchen, das er gierig abgenagt hatte, beiseite. »Wo ist Tom Turner? Was haben Sie mit ihm gemacht?«

Der Magier winkte abfällig ab. »Er lebt, wenn Sie das meinen. Ich weiß noch nicht, wann ich ihn töten werde. Meine Haustiere brauchen ab und zu etwas frische Nahrung.« Dabei deutete er zu der Decke der Felsenhöhle hinauf, wo die überdimensionalen Fledermäuse mit den Raubtierköpfen hingen.

Bill vermied es, nach oben zu blicken. Er wollte soviel wie möglich erfahren, damit er sich einen Plan für seine Rettung zurechtlegen konnte. Außerdem wollte er seinen Freunden alles berichten und erklären können, wenn sie ihn hier herausholten.

»Wer sind Sie eigentlich?« fragte er gespannt. »Oder sind Sie zu feige, um es mir zu verraten?«

Über das blasse, schmale Gesicht des Magiers huschte ein zynisches

Lächeln. »Ich zeige Ihnen, wer ich wirklich bin, Bill Conolly, wenn Sie nicht zu feige sind.«

Bill kämpfte die aufkeimende Panik nieder, die ihn zu überwältigen drohte. »Ich bin bereit«, sagte er heiser.

Der Magier erhob sich von den Kissen und trat in die Mitte der Halle. Und dann ging mit ihm eine grauenhafte Verwandlung vor sich.

Bill richtete sich stöhnend auf. Er wollte dem Anblick standhalten, aber er schaffte es nicht.

Ächzend sank er ohnmächtig in die Kissen zurück. Kein gewöhnlicher Mensch konnte diesen Anblick ertragen!

Ich war die ganze Zeit schon auf dem Sprung. Da ich mit einem Zwischenfall rechnete, reagierte ich blitzschnell.

Ich sah die Handbewegung des Polizisten und ließ mich fallen. Kurz bevor er abdrückte, lag ich bereits flach im Sand. Die Kugel zischte über mich hinweg.

Weder meine Freunde noch die Polizisten griffen ein. Sie waren zu überrascht.

Ich blieb nicht liegen, sondern wälzte mich auf die Seite. Der Polizist senkte den Lauf des Revolvers. Sein Zeigefinger krümmte sich ein zweites Mal am Abzug.

Die Kugel fuhr eine Handbreit neben meinem Kopf in den Sand.

Ich mußte hier verschwinden, sonst knallte er mich kaltblütig ab! Ich hätte die Beretta ziehen und auf ihn schießen können, aber das wollte ich nicht. Dieser Mann griff mich nicht freiwillig an. Dämonen zwangen ihn dazu! Daher wollte ich ihn schonen.

Ich stemmte die Füße in den Sand und schnellte mich mit einem Hechtsprung hinter einen Landrover. Keine Sekunde zu früh, denn hinter mir knallte es zweimal. Der Schütze traf mich jedoch nicht mehr.

Suko flog durch die Luft. Er prallte mit dem Polizisten zusammen und schlug nach seiner Hand. Der Revolver wirbelte durch die Luft davon und blieb außer Reichweite liegen.

Im nächsten Moment taumelte Suko mit einem Aufschrei zurück. Der Polizist entwickelte unglaubliche Kräfte, gegen die sogar Suko nicht ankam. Jane Collins stürzte sich auf den Polizisten. Sie bekam seinen Arm zu fassen und setzte einen Judogriff an. Doch der Mann wirbelte sie durch die Luft und hob Suko von den Beinen, als dieser Jane zu Hilfe kommen wollte.

In der nächsten Sekunde war ich bei dem Polizisten. Alles hatte sich in so kurzer Zeit abgespielt, daß ich erst jetzt eingreifen konnte. Ich riß das Hemd an meiner Brust auf. Die Strahlen der sinkenden Sonne brachen sich auf dem Silberkreuz, das grell aufblitzte und funkelte.

Der von bösen Geistern getriebene Polizist riß die Arme vor das Gesicht. Er brüllte wütend, wollte mich angreifen, schaffte es jedoch nicht. Statt dessen mußte er vor der Macht des Kreuzes zurückweichen.

Suko und Jane nützen die Gelegenheit. Sie fielen dem Mann in den Rücken, doch er wich rechtzeitig aus. Ehe sie ihn packen konnten, schnellte er sich zu dem Landrover des Kommissars, sprang hinter das Steuer und startete. Mit durchdrehenden Reifen fuhr er los und schleuderte hohe Sandfontänen in unsere Gesichter.

Sekundenlang sahen wir nichts und rangen hustend und keuchend nach Luft. Nun erwachte Kommissar Mahmud endlich aus seiner Erstarrung.

»Haltet ihn auf!« brüllte er. »Los, schlaft nicht!«

Seine Leute griffen nach den Waffen, aber ich stellte mich dazwischen. »Überlassen Sie ihn mir!« rief ich. »Der Mann ist unschuldig!«

Ich kümmerte mich nicht weiter darum, ob Mahmud seinen Befehl rückgängig machte oder nicht, sondern sprintete zu meinem Landrover. Suko wischte sich den Sand aus den Augen und hetzte neben mir her.

»Du fährst!« rief ich meinem Freund zu.

Er reagierte blitzschnell und warf sich hinter das Steuer. Der Motor rührte auf, und in einer gewaltigen Sandfontäne jagten wir los und nahmen die Verfolgung auf.

Während Suko wie Satan persönlich fuhr, riß ich meinen Spezialkoffer unter dem Sitz hervor und öffnete ihn.

Ich mußte den Polizisten aufhalten, sonst wurde er ein Opfer des unbekannten Magiers – oder die bösen Geister führten ihn in sein Verderben.

Suko murmelte eine Reihe Verwünschungen in seiner Muttersprache. Zum Glück verstand ich sie nicht. Sie klangen nicht sehr freundlich.

»Ich sehe fast nichts!« rief er und umklammerte das Lenkrad mit beiden Fäusten. »Festhalten!«

Ich stemmte die Füße gegen die Bodenplatte und stützte mich am Armaturenbrett ab. Der Koffer mit meinen Waffen lag bereits geöffnet auf meinem Schoß.

Suko wich von der Piste ab. Der Landrover schoß in die Wüste hinauf. Sofort kamen wir von der Staubwolke frei, die der Wagen des Polizisten hinter sich aufwirbelte, und wir sahen den Landrover. Undeutlich zeichneten sich die Umrisse des Mannes hinter den staubbedeckten Scheiben ab.

Die Fahrt hatte ihre Tücken. Die Wüste war zwar an dieser Stelle

eben, und der Sand war ziemlich fest, er konnte also unseren Landrover tragen, und wir kamen relativ schnell voran, aber manchmal wurde diese glatte Oberfläche von tiefen Rinnen durchzogen.

Auf der Piste waren die Gräber zugeschüttet worden. Neben der allgemeinen Strecke hatte sich niemand darum gekümmert. Wenn wir in eine solche Falle gerieten, war alles zu Ende. Hatten wir dann Glück, landeten wir nur auf dem Dach und krochen unverletzt aus dem Wrack. Hatten wir Pech, brachen wir uns das Genick.

An die Benzinkanister in unserem Rücken durfte ich gar nicht denken. Unser Landrover war eine rollende Bombe.

»Da ist ja unser Freund!« stieß Suko zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Er trat das Gaspedal noch tiefer durch. Der Wagen schlingerte und hüpfte. Die Federung war hart. Ich flog mehrmals mit dem Kopf an die Decke.

»Suko!« brüllte ich.

Die schräg einfallenden Sonnenstrahlen ließen den Graben als schwarzen Strich quer zu unserer Fahrtrichtung erscheinen.

Mein Freund riß das Steuer herum. Der Landrover glitt wie auf Seife weg, drehte sich.

Suko kurbelte wie verrückt am Lenkrad, um gegenzusteuern. Er bekam den Wagen unter Kontrolle, haarscharf vor dem Riß im festen Wüstenboden. Schaudernd warf ich einen Blick auf den fast einen Meter breiten und mindestens ebenso tiefen Graben.

Wir jagten zurück zur Piste. Dabei verloren wir wertvolle Sekunden. Der Vorsprung des fliehenden Polizisten vergrößerte sich.

Ich zog meine Beretta aus dem Halfter und entscherte sie.

»Willst du ihm die Reifen zerschießen?« rief Suko. »Das schaffst du auf dieser Piste nie!«

»Weiß ich!« schrie ich zurück. »Aber geweihtes Silber ist für Dämonen unangenehm. Es stört sie!«

Ich beugte mich aus dem Seitenfenster. Ein Landrover ist ein ziemlich großes Ziel, aber unser eigener Wagen bockte und stieß, daß ich kaum zielen konnte. Ich wollte nur ein paar Silberkugeln in die Karosserie des flüchtenden Landrovers jagen, um den Einfluß des Dämonen auf den Polizisten zu schwächen. Doch bei diesem irrwitzigen Tanz mußte jeder Schuß danebengehen.

Suko tat, was er konnte. Langsam aber sicher holten wir wieder auf, obwohl jetzt der hochgewirbelte Sand wieder die Sicht trübte.

»Wir schaffen es!« rief mein Freund. »Wir bekommen ihn!«

Ich sparte mit Munition. Mit diesem einen Magazin mußte ich den Polizisten stoppen. Zum Nachladen hatte ich bestimmt keine Gelegenheit mehr.

Während der wilden Jagd verlor ich jedes Gefühl für Zeit. Mir schien

es Stunden her zu sein, daß wir friedlich über die Piste gerollt waren.

Meine rechte Seite war bereits blau geschlagen. Immer wieder prallte ich gegen die Wagentür, da ich mich rechts nicht abstützen konnte. Ich zielte, so sorgfältig es ging, und drückte ab.

Der Wagen des Polizisten raste mit unverminderter Geschwindigkeit weiter. Ich hatte wahrscheinlich nicht getroffen.

»Jetzt, John, schieß!« Suko deutete aufgeregt nach vorne.

Er hatte recht, jetzt oder nie! Auf einer Strecke von vielleicht einer halben Meile verlief die Piste schnurgerade und völlig eben. Für Sekunden hörten die Stöße im Fahrwerk auf.

Ich jagte Schuß um Schuß aus der Beretta. Vorne blitzte es an dem Landrover des Polizisten auf. Schon fürchtete ich, daß eine Kugel die Karosserie durchschlagen und einen Benzintank getroffen hatte, doch dann begriff ich. Das geweihte Silber traf das Fahrzeug, das sich im Besitz einer dämonischen Macht befand. Gut und Böse prallten aufeinander.

»Ja, du schaffst es, John!« schrie Suko begeistert.

Kaum hatte ich die letzte Kugel des Magazins in den Landrover des Flüchtenden gejagt, als die Holperstrecke wieder begann.

Gespannt beobachtete ich, ob die Silberkugeln eine Wirkung erzielten.

Sie erzielten!

Der Wagen des Polizisten wurde langsamer. Er begann zu schlingern.

»Es klappt, John!« Suko nahm den Fuß nicht vom Gaspedal, obwohl wir kräftig durcheinandergerüttelt wurden. »Wir haben ihn gleich!«

Tatsächlich schossen wir mit hoher Geschwindigkeit auf den anderen Wagen zu. Ich war sicher, daß ich den unglücklichen Polizisten nicht getroffen hatte. Ich hatte absichtlich tief gezielt. Seine Unsicherheit mußte von der Macht des geweihten Silbers kommen. Die Dämonen hatten ihn nicht mehr hundertprozentig in ihrem grausamen Griff wie bei dem Mordanschlag auf mich.

»Mach dich bereit, John, wir haben ihn!« Suko wurde nun auch langsamer. Unser Landrover schob sich neben den anderen Wagen.

Ich griff zu meinem silbernen Dolch mit dem kreuzförmigen Griff, auf dem Symbole der Weißen Magie eingraviert waren. Es mußte zu einem Kampf mit dem Fahrer kommen. Wahrscheinlich war dann der Dolch neben meinem Kreuz am wichtigsten. Das Kreuz trug ich noch immer deutlich sichtbar auf der Brust.

Doch es kam anders, als wir vermuteten. Kurz bevor ich mich mit dem Fahrer auf gleicher Höhe befand, scherte dessen Landrover nach rechts aus. Er wurde über den Rand der Piste hinauskatapultiert, kam hart mit allen vier Rädern auf und jagte durch pulverigen Sand. Innerhalb von Sekunden sahen wir nur mehr eine gelbe Wand vor uns.

»Weich nach links aus!« rief ich Suko zu.

Er verließ die Piste und schlug einen Bogen. Sobald wir nicht mehr unmittelbar hinter dem Polizisten herfuhrten, konnten wir etwas erkennen.

Was wir sahen, ließ uns das Blut in den Adern gefrieren.

Der Wagen des Polizisten wurde plötzlich wie von Geisterhand abgebremst und stand still.

Und dann begann er zu sinken. Er war in einen jener tückischen Sandseen geraten, aus denen es keine Rettung mehr gab.

Mit einem Schrei setzte sich Bill Conolly auf. Verwirrt blinzelte er um sich. Er lag wieder in der kleinen Höhle auf dem Feldbett, nur mit dem Unterschied, daß er sich bewegen konnte.

Und daß er nicht allein war. In einer Ecke lag eine verkrümmte Gestalt.

»Tom!« schrie Bill Conolly und sprang auf. Er wankte zu seinem Kollegen, der ihn auf der Tunesienreise begleitete, kniete neben ihm nieder und rollte ihn auf den Rücken.

Bill prallte zurück. Auch in der Rückenlage veränderte Tom Turner seine Haltung nicht. Er hielt die Arme und Beine angewinkelt. Auf seinem Gesicht war der Ausdruck maßlosen Grauens festgefroren. Seine Augen wirkten wie starre Glaskugeln. Würde sich nicht seine Brust in kurzen, hektischen Atemzügen gehoben und gesenkt haben, hätte Bill ihn für tot gehalten.

»He, Tom, alter Junge!« Bill rüttelte seinen Begleiter und tat alles, um ihn aus seiner Erstarrung zu reißen.

Tom Turner reagierte auf gar nichts. Bill konnte nicht einmal erraten, was mit ihm geschehen war. Vielleicht hatte sich ihm der Magier auch in seiner wahren, unerträglichen Gestalt gezeigt. Dann wäre Toms Schock verständlich gewesen. Bill hatte den Anblick nur deshalb einigermaßen unbeschadet überstanden, weil er früher viel mit Geistern und Dämonen zu tun gehabt hatte. Bei seinen gemeinsamen Kämpfen mit John Sinclair hatte er bereits andere Schauergestalten gesehen und war an sie gewöhnt.

Bill überlegte krampfhaft. Diesmal hatte ihm der Magier, aus welchen Gründen auch immer, die Bewegungsfreiheit gelassen. Er glaubte zu wissen, daß er sich in einem Höhlenlabyrinth in einem Felsengebirge befand. Mit etwas Glück konnte er einen Ausgang finden und John und seinen Freunden entgegen gehen.

Doch da war Tom Turner. Sein Kollege konnte sich nicht aus eigener Kraft helfen, und es widerstrebte Bill, Tom in diesem Zustand zurückzulassen.

Er sagte sich jedoch, daß es auch keinen Sinn hatte, wenn er blieb und sich gemeinsam mit Tom umbringen ließ. Da war es schon besser,

er floh und holte Hilfe. Dann hatten sie beide wenigstens eine hauchdünne Chance.

Sekundenlang überlegte Bill, ob er Tom Turner mitnehmen sollte. Als er aufstand und ein paar Schritte machte, verwarf er diesen Gedanken sofort wieder. Er war noch immer schrecklich schwach und mußte froh sein, wenn er sich selbst auf den Beinen halten konnte.

Er warf einen letzten Blick auf seinen Kollegen und machte sich auf den Weg. Unangefochten verließ er die Höhle und schlich durch den Stollen, durch den er die Halle des Magiers erreicht hatte. Diesmal umging er die Halle und schlug an einer Gangkreuzung einen anderen Weg ein.

Bill Conolly begann mit seiner verzweifelten Suche nach einem Ausgang aus diesem Labyrinth des Schreckens. Er ahnte, wie verschwindend gering seine Chancen waren, denn jederzeit konnten die überdimensionalen Fledermäuse über ihn herfallen. Der Magier konnte die Todesgeister der Sahara auf ihn loslassen, diese Bestien mit den Raubtierköpfen. Oder Bill konnte sich in dem unübersichtlichen Labyrinth verirren und einsam in einem der Stollen verhungern.

Doch dann dachte der Reporter an seine Frau und sein Kind in London und daran, daß Hilfe in der Nähe war. Es fiel ihm gar nicht ein, daß seine Freunde in dem bevorstehenden Kampf unterliegen könnten.

Hätte Bill Conolly gewußt, welche Mittel dem Magier zur Verfügung standen, wäre sein Mut augenblicklich geschwunden.

Es war ohnedies nur der Mut der Verzweiflung, der ihn aufrecht hielt und ihn weiter durch die Stollen trieb – zum satanischen Vergnügen des Magiers, der jeden seiner Schritte beobachtete.

Suko rammte den Fuß auf die Bremse, als wäre vor uns eine Betonmauer aufgetaucht. Er kannte genau wie ich die Gefährlichkeit dieser Sandseen. Oberflächlich unterschieden sie sich in nichts von ihrer Umgebung, aber sie waren tückischer als ein schottisches Moor. Dieses konnte man wenigstens erkennen. Der Sandsee jedoch zog jedes Opfer in die Tiefe, ohne ihm die geringste Chance zu bieten.

Und das ging erschreckend schnell!

Der Landrover des unglücklichen Polizisten steckte erst kurze Zeit in dem trügerischen Sandsee, der dadurch entstanden war, daß sich in einer Talmulde feinsten Staub angesammelt hatte. Der Wind hatte ihn hier zusammengetragen und abgelagert. Und nun schlang er ein Auto mit seinem Fahrer in die Tiefe.

Nicht, wenn es nach mir ging! Ich stieß die Tür auf und probierte vorsichtig, ob mich der Boden noch trug. Dicht neben unserem Wagen war er sicher.

Mit einem Satz war ich am Heck unseres Landrovers und riß die Schaufel aus der Halterung. Dann holte ich meinen Spezialkoffer und tastete mich langsam auf den verunglückten Wagen zu, wobei ich den Boden vor mir mit der Schaufel abtastete.

»Suko, Stricke und die Seilwinde!« rief ich, ohne mich umzudrehen. Ich behielt den versinkenden Wagen im Auge.

Hinter mir hörte ich meinen Freund rumoren. Außerdem vernahm ich Motorengeräusche. Kommissar Mahmuds Stimme hallte über die Wüste zu uns herüber. Ich kümmerte mich nicht weiter darum, sondern arbeitete konzentriert.

Der Polizist saß wie erstarrt hinter dem Steuer des Wagens. Das war sein Glück, denn jede Bewegung hätte das Fahrzeug tiefer in den Sand gegraben. Trotzdem mußte ich mich beeilen, da die Türen bereits zu einem Drittel verschwunden waren.

»Seilwinde bereit!« schrie Suko in meinem Rücken. »Seil mit Schlinge ebenfalls!«

Ich tastete mich noch drei Schritte weiter. Plötzlich, ohne erkennbare Veränderung der Oberfläche, fuhr die Schaufel haltlos in die Tiefe. Ich wankte und hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Erschrocken warf ich mich zurück und legte mich flach auf den Boden.

Dann war auch schon Suko neben mir. Er blieb aufrecht stehen. In seinen Händen schwang er die Schlinge wie ein Lasso. Ich legte die Hände wie einen Trichter an den Mund.

»Öffnen Sie vorsichtig das Fenster, wir werfen Ihnen ein Seil zu!« schrie ich zu dem Polizisten hinüber.

Er blickte mich an. Panik verzerrte sein Gesicht, und er befolgte meinen Rat nicht.

»Beeilen Sie sich, oder wollen Sie sterben?« brüllte Suko.

»Das hat keinen Sinn«, sagte ich zu meinem Freund und starrte angespannt zu dem Geländewagen hinüber. »Er steht noch immer unter dem Einfluß der Dämonen. Sie wollen ihn töten, weil er bei mir versagt hat!«

»Du mußt ihn herausholen!« rief Jane Collins. Ich wandte hastig den Kopf. Sie war mit Kommissar Mahmud gekommen, der mit seinen Leuten ratlos hinter mir stand. »John, der Mann ist völlig unschuldig! Du mußt ihm helfen!«

»Er hat versucht Monsieur Sinclair zu erschießen!« polterte der Kommissar. »Wie können Sie da behaupten, er wäre unschuldig?«

Jane widersprach heftig. Ich mischte mich in die Auseinandersetzung nicht ein, sondern öffnete meinen Koffer. Mit bebenden Fingern legte ich ein Reservemagazin in die Beretta und drückte Suko meine Ersatzberetta in die Hand.

»In die Karosserie«, riet ich ihm. »Und gib acht, daß du den Wagen nicht in Brand schießt! – Du am Heck, ich vorne!«

Wir legten an und leerten die Magazine auf den Landrover, der bereits zur Hälfte im Sandsumpf steckte. Ich wollte durch die Macht des geweihten Silbers völlig die Kräfte der Finsternis brechen. Dann würde sich der Polizist nach unseren Anweisungen halten.

Laut schlugen die Geschosse in den Wagen ein. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, als die letzte Kugel den Landrover getroffen hatte. Die Benzintanks waren unversehrt geblieben, die Gefahr eines Brandes bestand nicht mehr.

»Aus dem Fenster klettern!« schrie ich.

»Komm endlich raus, Junge!« brüllte Suko aus Leibeskräften. »Wir holen dich zurück!«

Der Bann war gebrochen, ich sah es ganz deutlich. Der Polizist blickte wild um sich und begriff offenbar erst jetzt seine Situation. Er begann zu schreien und um sich zu schlagen. Dadurch legte sich der Landrover auf die Seite. Ich hielt den Atem an.

Wir hatten den Mann aus den Klauen der Dämonen befreit, doch nun geriet er noch mehr in Gefahr!

Da endlich kurbelte er das Seitenfenster herunter und zwängte sich ins Freie. Mahmud und die beiden Polizisten riefen ihrem Kollegen Anweisungen zu. Er hörte nicht auf sie, sondern stieß sich von dem Geländewagen ab. Mit einem weiten Satz kam er zwar von dem Fahrzeug los, aber dann tauchte er sofort bis zu den Hüften in den Sand ein.

Suko reagierte geistesgegenwärtig. Er schleuderte das Lasso, zielte und traf den Polizisten.

Ich konnte gar nicht glauben, daß es so gut klappte! Die Schlinge legte sich über den Oberkörper des Mannes. Er war wenigstens noch so vernünftig, die Arme durchzuschieben.

»Zieh die Seilwinde an«, flüsterte ich heiser vor Aufregung. Der Polizist war gerettet. Wenn Suko ihn behutsam aus dem Sand zog und er sich nicht selbst aus der Schlinge schob, konnte nichts mehr passieren. Die technische Ausrüstung war perfekt in Ordnung. Ich hatte mich vorher davon überzeugt.

Die Seilwinde begann zu summen. Das Seil straffte sich. Suko ging damit um, als habe er rohe Eier am Haken.

»Ja, es klappt!« murmelte Jane. Sie stand neben mir, die Hände ineinander verkrampft. Sie starrte zu dem Mann, der sich langsam wieder aus dem tödlichen Sand erhob.

Sein Gesicht war schmerzverzerrt, aber das war kein Wunder. Das Seil schnürte seinen Oberkörper ein und saß unter den Achseln so eng, daß es weh tat. Das war immer noch besser, als wenn er in den bodenlosen Sandmassen erstickt wäre.

Ich klappte meinen Koffer zu, weil ich glaubte, daß gleich alles überstanden war, und richtete mich auf.

Im nächsten Moment war mir, als würde eine eisige Hand über meinen Rücken streichen.

Jane krampfte ihre Finger um meinen Arm. »Um Himmels willen, John«, flüsterte sie erstickt. »Das darf doch nicht wahr sein!«

Kommissar Mahmud und seine Leute blickten uns erstaunt an. Sie hatten noch nicht die gewaltigen Fußspuren im Sandsumpf gesehen, die sich in schnurgerader Linie dem Polizisten näherten.

Obwohl Bill Conolly in der Halle des Magiers gegessen und getrunken hatte, war er völlig entkräftet. Er merkte es schon nach wenigen Minuten. Wenn der Gang anstieg, geriet er außer Atem. Zu lange hatte er sich schon in Gefangenschaft befunden, ohne Nahrung, ohne Wasser. Außerdem hatte er ständig unter Drogeneinfluß gestanden. Das vermutete er wenigstens. Die Wahrheit kannte der Reporter nicht.

Bill kannte auch nicht die Richtung, in der er einen Ausgang aus dem Labyrinth finden konnte. Trotzdem gab er nicht auf. Der Gedanke an Sheila und an seinen kleinen Sohn sowie an Tom Turner trieb ihn voran.

Immer wieder teilten sich die Stollen, die aus dem rohen Felsen gehauen waren. In manchen Abschnitten wirkten sie wie ein natürliches Höhlensystem, in anderen waren sie eindeutig künstlich geschaffen worden. Hier hatte jemand bereits vorhandene Gänge untereinander verbunden, hatte Höhlen vergrößert und neue Wege innerhalb des Gebirges angelegt. Bill konnte es kaum fassen. Welche Kräfte waren hier am Werk gewesen?

Um ein derartiges System von Hallen, Verbindungsgängen und senkrechten Schächten anzulegen, brauchte man Maschinen und Menschen. Bisher war Bill weder auf das eine noch auf das andere gestoßen.

Er vermutete, daß er sich noch immer in Tunesien befand. In einem solchen Land hätte es auffallen müssen, wenn jemand eine derartige Menge von Maschinen und Arbeitern in die Wüste schaffte.

Das magische Leuchten der Felswände brachte Bill auf eine andere Idee. Bisher hatte er noch nie davon gehört, daß Dämonen auf diese Weise aktiv geworden waren, aber er hatte keine andere Erklärung. Dieses Labyrinth mußte auf magische Weise entstanden sein.

Wofür? Was bezweckte der Magier mit diesem ganzen Unternehmen? Das hatte er Bill nicht verraten.

Bill legte eine Pause ein. Seine Beine zitterten vor Schwäche. Die Brust hob und senkte sich krampfhaft. Die Luft stach wie Tausende glühender Nadeln in seinen Lungen.

Weiter... weiter... weiter! So hämmerte sein Herzschlag. Sheila!

John!

Mit Schauern dachte Bill Conolly an die wahre Gestalt des Magiers. Er hatte genug Erfahrung, um die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen. Dieser Mann war kein Mensch mehr. Die Dämonen hatten ihn schon teilweise in ihr Reich gezogen. Noch war er kein hundertprozentiger Dämon, aber die Entwicklung war nicht aufzuhalten.

Je weiter sie fortschritt, desto gefährlicher wurde dieser Mann. Bill stellte sich vor, welchen Terror dieser Mann mit seinen Fähigkeiten und vor allem mit seinen abscheulichen Helfern auslösen konnte. Die überdimensionalen Fledermäuse, vor denen er John Sinclair in seinem verschlüsselten Telegramm gewarnt hatte! Bill fürchtete sie, denn er wußte, daß er gegen sie machtlos war. Die schwarzen Bestien mit den gewaltigen Flügeln konnte nur ein Geisterjäger wie John Sinclair bekämpfen.

Als Bill wieder einmal eine Pause einlegen wollte, erreichte er ein doppelt mannshohes Felsentor. Er zögerte einen Moment. Sein Instinkt sagte ihm, daß hinter dem Portal etwas Schreckliches lauerte. Trotzdem gab er sich einen Ruck und überschritt die Schwelle.

In dieser Halle herrschte zum ersten Mal Dunkelheit. Verwirrt blieb der Reporter stehen. Nach dem magischen Dämmerlicht in den Korridoren konnte er überhaupt nichts erkennen.

Tastend schob sich Bill Conolly noch einen Schritt weiter in den Saal hinein. Im nächsten Moment sickerte rötliches Licht aus den Felswänden. In seinem Schein sah der Reporter etwas in der Mitte des Saales liegen. Es sah aus wie Bälle. Genau konnte er es nicht erkennen.

Wie unter Zwang ging er näher heran, beugte sich herunter und prallte mit einem gräßlichen Schrei zurück.

Das rote Leuchten verstärkte sich und riß mitleidlos das Entsetzliche aus der Dunkelheit.

Elf Köpfe!

Bill schlug die Hände vor das Gesicht und taumelte zurück, bis er gegen etwas prallte. Mit einem zweiten Schrei wirbelte er herum.

Vor ihm stand der Magier, das Gesicht zu einer höhnischen Fratze verzerrt.

»Wie gefällt Ihnen meine Sammlung, Mr. Conolly?« fragte der Magier mit einem satanischen Lachen. »Bald werde ich den Kopf Ihres Kollegen hinzufügen. Natürlich auch die Köpfe Ihrer Freunde John Sinclair und Jane Collins. Und selbstverständlich Ihren eigenen.«

Bill wollte zum Ausgang fliehen, doch dieser war versperrt. Eines dieser abscheulichen schwarzen Monstern schob sich in die Höhle herein, die riesigen Augen mordlüstern auf Bill Conolly gerichtet.

Es waren nur die Fußspuren zu sehen, nicht jedoch das Wesen, das

diese Abdrücke im Sand hinterließ.

Es war ein Dämon! Kein Körper hätte sich an der Oberfläche des Sandsees halten können. Das Wesen aus dem Schattenreich blieb jedoch für uns unsichtbar.

Nur mehr eine knappe halbe Meile, dann mußte der Dämon den Polizisten erreicht haben. Ich schätzte die Geschwindigkeit des Dämons.

»Wir schaffen es nicht«, rief Jane aufgeregt. »Suko soll die Winde schneller laufenlassen!«

Nun wurde auch mein chinesischer Freund auf das unsichtbare Wesen aufmerksam. »Was ist das, John?« rief er zu mir herüber. »Ein Dämon?«

Ich nickte. »Nicht schneller ziehen, sonst reißt das Seil oder wir töten den Mann durch den Druck der Schlinge!« Ich kniete nieder und öffnete meinen Koffer. »Mal sehen, ob wir den ungebetenen Besucher stören können!«

Ich zog meine Druckluftpistole hervor, die geweihte Bolzen gegen Dämonen verschöß und drückte Jane Ersatzmagazine für meine Beretta in die Hand. Während sie nachlud, legte ich an und jagte einen der Bolzen durch den Lauf. Die Wirkung war verblüffend.

Ich konnte den Flug des Bolzens beobachten. Plötzlich blieb er mitten in der Luft hängen. Er hatten den Dämon getroffen. Genau an jener Stelle flimmerte die Luft. Ein dunkler Fleck zeichnete sich vor dem hellen Hintergrund der Sanddünen ab. Ein Teil des Dämons war sichtbar geworden.

Ich verschöß die restlichen Bolzen, und wo sie das schauerliche Wesen trafen, erschien ein Teil des Körpers.

»Hier, ich bin fertig!« Jane drückte mir die Beretta in die Hand.

»Schneller, John! Er hat ihn gleich!« rief Suko.

Ich murmelte ein Stoßgebet. Wenn wir es mit einem sehr mächtigen Dämon zu tun hatten, konnten ihn die Silberkugeln nicht aufhalten. Dann war der Polizist trotz aller Anstrengungen verloren!

Da Teile des Dämonenkörpers sichtbar waren, konnte ich gut zielen. Schuß um Schuß krachte. Alle geweihten Silberkugeln schlugen in die Bestie.

Schrilles Kreischen erfüllte plötzlich die Luft. Der Boden erzitterte unter dem Schreien des Dämons. Von einer Sekunde auf die andere wurde er vollständig sichtbar. Ich schrak zusammen.

»Oh, bei Allah!« murmelte Kommissar Mahmud. Er taumelte gegen unseren Landrover.

Auch Suko stieß einen Schrei aus. Wir sahen ein unbeschreibliches Ungeheuer vor uns. Im ersten Moment erinnerte der Dämon an eine gewaltige Fledermaus, war aber etwa doppelt so groß wie ein ausgewachsener Mann. Auf kurzen, krummen Beinen mit

mörderischen Krallen lief er über den Sand auf den Polizisten zu. Die ausgebreiteten Schwingen mußten eine Spannweite von vier bis sechs Metern erreichen. Der Körper war mit einem dichten schwarzen Fell bedeckt, das an zahlreichen Stellen in Fetzen herunterhing. Dort hatten meine Bolzen und Kugeln getroffen. Eine zähe schwarze Flüssigkeit quoll aus den Wunden. Das Blut des Dämons!

Am schlimmsten jedoch war der Kopf. Er erinnerte in der Form an die Abbildungen vorzeitlicher Riesenechsen. Ein langes Maul wie eine Krokodilschnauze klaffte weit auf. Eine gespaltene Zunge fuhr daraus hervor und peitschte durch die Luft. Im Ober- und Unterkiefer schimmerten je drei Reihen handgroßer Zähne. Ein einziger Biß dieser Bestie mußte für einen Menschen tödlich sein.

Da konnte ich mit Silberkugeln allein nichts ausrichten. Sie hatten den Dämon bereits geschwächt, doch er hatte noch immer die Kraft, sich auf den Polizisten zu stürzen.

Nun nahm Suko keine Rücksicht mehr auf den Unglücklichen, der sich bereits dem Ufer des Sandsees näherte. Er schaltete die Seilwinde auf die höchste Geschwindigkeitsstufe.

Ich packte den Silberdolch mit dem kreuzförmigen Griff, richtete mich auf und hielt mich bereit.

Der Polizist wurde von dem Seil genau zu mir gezogen und dabei herumgewirbelt. Jetzt sah er die Bestie. Ein Schrei, der sein ganzes Grauen ausdrückte, brach aus seinem Mund.

Ich hob den Arm. Suko hielt die Seilwinde an. Der Polizist lag jetzt auf festem Untergrund. Kommissar Mahmud und seine beiden Kollegen befreiten ihn aus der Schlinge und trugen ihn zu Suko hinüber. Jane schloß sich ihnen an.

Ich aber blieb hoch aufgerichtet stehen und blickte der Bestie starr entgegen. Jetzt durfte ich nicht den kleinsten Fehler begehen, sonst war ich ein toter Mann.

Bill Conolly hatte nicht einmal mehr die Kraft zum Schreien. Der schreckliche Fund in der Höhle, das überraschende Auftauchen des Magiers und der Angriff der Bestie waren zuviel für ihn.

Trotzdem gab er nicht auf. Er riß die Hände hoch und schützte seinen Kopf, als sich die riesige Fledermaus mit heiserem Brüllen auf ihn stürzte.

Bill wollte die Augen schließen, damit er den entsetzlichen Anblick nicht länger ertragen mußte. Er sehnte eine Ohnmacht herbei, doch er blieb bei Bewußtsein, und er konnte die Augen nicht schließen.

Die gewaltige Fledermaus kam auf kurzen, krummen Beinen auf ihn zu. Der Körper, der Bill um das Doppelte überragte, schwankte grotesk hin und her.

Auf dem Rumpf saß ohne Hals ein Wolfskopf, dessen Maul nicht schloß. Die Zähne waren viel zu lang. Sie ragten über die Lippen hinaus. Von den Spitzen tropfte eine gelbe Flüssigkeit. Wo sie den Steinboden traf, verdampfte der Fels mit leisem Zischen.

»Verdammter Lügner!« schrie Bill Conolly dem Magier in höchster Verzweiflung zu. »Erst hast du große Töne gespuckt, daß du mich schonen willst, bis du die anderen hast, und jetzt...«

»Schweig!« schrie der Magier. Sein Gesicht zuckte. Bill merkte, daß er kaum noch die menschliche Gestalt halten konnte. »Schweig! Das Böse greift nach dir und triumphiert! Es wird dich verschlingen! Dieser Todesgeist der Sahara wird dich zermalmen! Du bist das erste Opfer! Die anderen folgen dir nach!«

Er tobte und verlor völlig die Beherrschung. Der Anblick des wehrlosen Menschen vor der dämonischen Bestie brachte ihn um den Verstand. Er kreischte und schrie in den höchsten Tönen und feuerte den Todesgeist an.

Dieser stürzte sich mit einem heiseren Brüllen auf Bill, warf ihn zu Boden und riß das Maul so weit auf, daß Bills Kopf mühelos in den Rachen paßte.

Schon senkte sich das Haupt des Dämons. Die messerscharfen Zähne berührten Bills Hals.

Der Reporter schrie, als die gelbe Flüssigkeit seine Haut benetzte. Es brannte wie Feuer. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Er wußte, daß der Dämon mit einem Biß seinen Kopf vom Körper trennen sollte wie bei jenen Unglücklichen, die vor ihm überfallen worden waren.

Was Bill in diesen Momenten durchlitt, hätte er früher nie für möglich gehalten. Es überstieg seine Phantasie. Er wartete auf den Biß. Die Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten, in denen er tausendmal starb.

Und dann hörte er einen scharf gebrüllten Befehl des Magiers.

Der schauerliche Dämon zog sich von ihm zurück, stand hoch aufgerichtet noch eine Weile vor ihm, drehte sich endlich um und verließ die Halle. Bill fiel schlaff auf den Steinboden zurück. Ein lautloses, unsinniges Lachen schüttelte seinen geschwächten Körper.

Der Magier beugte sich über ihn. Haß spiegelte sich auf seinen Zügen.

»Das Lachen wird dir noch vergehen, Bill Conolly!« zischte der Mann. Schaum trat vor seinen Mund. »Ich habe dir das Leben nicht geschenkt, sondern nur deinen Tod aufgeschoben! Dein Freund John Sinclair macht mir doch größere Schwierigkeiten, als ich gedacht habe. Vielleicht brauche ich dich noch als Geisel und Druckmittel gegen ihn! Und nun schere dich in deine Höhle zurück, wo du auf dein erbärmliches Ende warten wirst!«

Bill wollte nicht aufstehen, doch der Wille des Magiers zwang ihn auf die Beine. Wie ein Schlafwandler verließ er die Halle mit den Köpfen der Dämonenopfer, wankte durch die Korridore, ohne überhaupt zu sehen, wohin er ging, und erreichte endlich die Höhle, in der er bisher gelegen hatte.

Tom Turner hatte sich nicht von der Stelle bewegt und hielt Arme und Beine noch immer unnatürlich verkrümmt. Bill hatte nicht einmal mehr die Kraft, sich um seinen Kollegen zu kümmern. Er schleppte sich zu dem Feldbett, fiel auf die harte Matratze und sank im nächsten Moment in eine tiefe Ohnmacht, die ihn von allen Schrecken erlöste. Vorläufig...

Ich mußte den Dämon mit meinen Waffen aufhalten. Dazu aber mußte er so nahe wie möglich herankommen. Er war angeschlagen und geschwächt, aber noch lange nicht ausgeschaltet.

Die kurzen Beine berührten kaum den Sand. Riesige Augen glühten mir entgegen.

»John!« Der Aufschrei der Frauenstimme drang nur halb in mein Bewußtsein, so sehr konzentrierte ich mich auf den Dämon. »John, das dürfen Sie nicht! Laufen Sie weg!«

Aus den Augenwinkeln heraus sah ich Alia. Unsere Dolmetscherin lief auf mich zu. Kommissar Mahmud versuchte sie zurückzuhalten, doch sie entwischte ihm und rannte weiter.

»Gehen Sie zurück!« rief ich Alia zu. Für Sekundenbruchteile dachte ich an die Warnung der alten Fatme in Tunis.

Dann konnte ich an gar nichts denken, weil der Dämon heran war. Er riß das Maul auf und schnappte damit nach mir.

Ich schnellte mich aus dem Sand zur Seite, stieß mit dem Silberdolch nach der Bestie und stürzte in den Sand. Die Dolchklinge fuhr dem Dämon über die Brust. Sofort klaffte das nach Schwefel stinkende Fell auseinander. Schwarze Flüssigkeit tropfte in den Sand herunter und versickerte.

Ich kam wieder auf die Beine. Der Dämon wandte mir für Sekunden die Seite zu. Der Dolch fuhr durch die Luft. Ich traf den rechten Flügel der überdimensionalen Fledermaus.

Die Berührung mit dem geweihten Silber warf den Dämon in den Sandsee zurück, in dem er bis zur Hälfte versank. Er war teilweise seiner Fähigkeiten beraubt. Trotzdem wühlte er sich wieder aus dem Sand und setzte zum nächsten Angriff an.

»Kommen Sie, John, bitte!« Alia packte meinen linken Arm und wollte mich mit sich zerren. Sie behinderte mich, deshalb versetzte ich ihr einen Stoß.

Wenn sie mich festhielt, war ich verloren. Und sie geriet auch in

Gefahr – außer sie steuerte die Todesgeister der Sahara!

Sie raffte sich schluchzend auf. Diesmal kam der Todesgeist langsamer auf mich zu. Ich stand geduckt da, die Arme seitlich abgespreizt. Das silberne Kreuz baumelte frei auf meiner Brust. Die Dolchspitze zeigte auf den Dämon.

In diesem Moment geschah etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Alia lief an mir vorbei und stellte sich dem Todesgeist in den Weg.

Wollte sie mir tatsächlich das Leben retten? Oder hatte sie von diesem Ungeheuer nichts zu befürchten?

»Alia!« Ich schnellte mich von hinten auf sie, erreicht sie jedoch nicht mehr rechtzeitig.

Die schwarzen Flügel des Dämons schlossen sich um Alia. Ich prallte gegen die harte Außenhülle, hackte und stieß mit dem Dolch gegen die Bestie und preßte das Kreuz gegen das Fell des Wesens.

Unter den Flügeln des Todesgeistes drangen Alias gellende Schreie hervor. Im nächsten Augenblick erhielt ich einen fürchterlichen Schlag. Der Dämon breitete die Flügel aus und stieß mich zurück.

Ich flog weit durch die Luft und prallte auf den Sand. Halb benommen blieb ich liegen. Wie durch einen Schleier sah ich den Dämon, der Alia in den Krallen hielt. Er schwang sich unbeholfen in die Luft. Die Verletzungen durch die geweihten Waffen machten ihm schwer zu schaffen. Er gewann nur langsam an Höhe.

Es war Jane. Sie drückte mir meine Beretta in die Hand.

Ich zielte, drückte ab. Ich mußte mich beeilen, aber ich durfte Alia nicht treffen! Vielleicht war sie doch unschuldig!

Die Kugel traf den Schädel des Dämons. Wieder erklang dieser markerschütternde Schrei.

Die Bestie torkelte in der Luft, beschrieb eine enge Spirale und ließ Alia los. Sie stürzt dicht neben dem tödlichen Sandsee zu Boden und blieb betäubt liegen.

Der Dämon aber fiel in den lockeren Sandsumpf und versank darin. Sekunden später war er verschwunden.

Ich lief zu Alia und beugte mich zu ihr hinunter. Sie schlug die Augen auf und schaffte ein Lächeln.

»Sie haben mir das Leben gerettet«, flüsterte sie.

Aber genau darin war ich mir nicht so sicher. Denn wenn die alte Fatme recht behielt, hatte Alia nur eine ganz große Schau abgezogen.

An eine Weiterfahrt war an diesem Tag nicht mehr zu denken. Als ich mich wieder um meine Gefährten und die Wagen kümmern konnte, merkte ich, daß die Sonne bereits den Horizont berührte.

Der Polizist, der auf mich geschossen hatte, kauerte völlig verzweifelt auf dem Boden. Ich ging zu ihm und klopfte ihm tröstend auf die

Schulter.

»Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen«, sagte ich beruhigend. »Nicht Sie haben geschossen, sondern ein böser Geist hat Ihre Hand geführt. Niemand kann Ihnen daraus einen Vorwurf machen!«

»Ich hätte Sie beinahe getötet, Monsieur Sinclair«, rief er aus. »Es fehlte nicht viel, und ich wäre jetzt ein Mörder!«

»Sie wären genauso ein Opfer der Dämonen wie ich«, beruhigte ich ihn. »Und wenn ich Ihnen keinen Vorwurf mache, so kann das Ihr Vorgesetzter noch viel weniger tun. Auch nicht wegen des verlorenen Wagens.«

»Vor wenigen Stunden hätte ich nicht geglaubt, daß so etwas möglich ist«, sagte er leise. »Und ich werde mich hüten, irgend jemandem davon zu erzählen. Kein Mensch würde mir diese Geschichte abnehmen.«

Dabei sah ich Kommissar Mahmud an. Er schüttelte den Kopf.

»Es ist vielleicht besser, wenn Sie mit Ihren Leuten umkehren, Monsieur le Commissaire«, schlug ich vor. »Sie sehen, wir haben es mit Gegnern zu tun, die nicht in die Zuständigkeit der Polizei fallen. Zumindest nicht der gewöhnlichen Polizei.«

Mahmud schüttelte den Kopf. »Sie glauben doch nicht im Ernst, Monsieur Sinclair, daß ich Sie und Ihre Freunde allein weiterfahren lasse! In meinem eigenen Land muß ich für Recht und Ordnung sorgen. Ich darf nicht zulassen, daß Sie sich für uns in Gefahr begeben.«

Seinen drei Begleitern sah ich an, daß sie liebend gern auf der Stelle umgekehrt wären, und ich verübelte es ihnen keineswegs. Aber Mahmud blieb hart. Morgen mußte es in den beiden verbliebenen Wagen ziemlich eng werden.

Suko und die Polizisten übernahmen es, das Lager aufzuschlagen. Ich gab Jane einen Wink, und wir gingen ein Stück in die Wüste hinaus. Die Sonne sank jetzt sehr schnell. Der Horizont färbte sich blutrot. Es war ein faszinierender Anblick, aber ich hatte im Moment keinen Sinn für Naturschönheiten.

»Wir müssen herausfinden, was mit Alia los ist«, sagte ich zu meiner Freundin. »Ich durchschaue ihre Rolle nicht.«

»Ich auch nicht«, gab Jane zu. »Der Dämon hätte sie töten können, aber er wollte sie nur verschleppen – vielleicht, um sie hinterher zu töten. Ich weiß es nicht.«

»Ich muß immer wieder an Fatme denken.« Ich blieb stehen und starrte in den rasch dunkler werdenden Himmel. Die feurigen Farben wichen einem stumpfen Bleigrau. »Fatme besitzt besondere Fähigkeiten, das hat sie bewiesen. Allein daß sie dich gefunden hat, war eine Leistung.«

»Es ist sicher richtig, daß Alia in einer besonderen Beziehung zu den

Todesgeistern der Sahara steht.« Jane Collins warf einen forschenden Blick zu den Wagen zurück. »Vielleicht kannst du etwas von ihr erfahren, John.«

»Das wollte ich dir gerade vorschlagen«, erwiderte ich. »Von Frau zu Frau vertraut sie dir bestimmt mehr als mir an.«

Jane war einverstanden, und während ich Suko bei der Zubereitung des Abendessens half, unternahm sie mit Alia einen längeren Spaziergang. Nach dem Essen zog ich mich mit Jane hinter die Zelte zurück, die wir inzwischen aufgeschlagen hatten.

»Keine Anhaltspunkte«, berichtete sie enttäuscht. »Ich habe nur erfahren, daß ihr Mann vor zwei Jahren am Fuß der ›Zähne des Scheitans‹ von Wüstenräubern ermordet wurde. Das ist alles. Ihr Mann war Engländer, lebte in Tunesien und arbeitete in der Landwirtschaft. Nicht sehr aufregend. Sie muß George sehr geliebt haben. Jedenfalls konnte sie heute noch nicht frei darüber reden.«

»Verständlich.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich hätte gern mehr über Alia gewußt, ehe wir morgen die ›Zähne des Scheitans‹ erreichen. Daraus wird offenbar nichts. Ich muß mich damit abfinden.«

Jane schüttelte sich. »Was steckt dahinter?« fragte sie leise. »Bill und dieser Tom Turner werden entführt! In London ein Mordanschlag auf dich, in Tunis ebenfalls. Ich werde in Tunis entführt, von diesem unheimlichen Mann, der seine Augen verdrehen kann, werden meine Gedanken gelesen... ich habe Angst, John!«

Ich legte meinen Arm um ihre Schultern. »Ich auch«, gestand ich ein. »Ich denke an die elf Männer, die die Karawane begleitet haben und spurlos verschwunden sind. Und ich denke an Bills Telegramm. Er hat mich vor Fledermäusen gewarnt. Damit hat er bestimmt Dämonen gemeint, von denen wir einen heute gesehen haben. Er erinnerte entfernt an eine Fledermaus.«

»Die Todesgeister der Sahara.« Jane schmiegte sich an mich. »Wir wissen so gut wie gar nichts über sie.«

»Ich weiß nur, daß sie uns alle töten werden«, sagte Alia.

Ich drehte mich rasch zu ihr um und spannte mich. Sie dachte jedoch gar nicht daran, uns anzugreifen. Auf ihrem Gesicht lag ein wehmütiges Lächeln.

»Morgen erreichen wir die ›Zähne des Scheitans‹, John«, fuhr sie fort. Im Mondlicht schimmerten ihre Augen. »Dort wurde George, mein Mann, ermordet.«

Ich suchte nach Worten. Ich wollte irgend etwas sagen, damit sie nicht merkte, daß ich sie verdächtigte.

»Ist Ihr Mann hier in der Wüste begraben?« fragte ich.

Alia nickte. »Wir waren eine Gruppe von sechs Personen«, erzählte sie stockend. »Die Räuber überfielen uns nachts. George warf sich ihnen entgegen. Sie schossen ihn nieder. Er war nicht gleich tot,

sondern lebte noch einen vollen Tag. Meine Begleiter wollten Hilfe holen, aber George starb in meinen Armen. Wir haben ihn an Ort und Stelle begraben.« Sie machte eine kurze Pause und sprach dann so leise weiter, daß ich sie kaum verstand. »Und ich werde diesmal die ›Zähne des Scheitans‹ nicht lebend verlassen, ich fühle es.«

Ich wollte widersprechen, doch Alia wandte sich ab und schritt hastig in die Wüste hinaus. Betroffen sahen wir ihr nach. Ich wußte nicht, was ich von ihrer Prophezeiung halten sollte, aber sie hatte sehr ernst gesprochen.

Spielte sie uns eine Komödie vor, oder hatte sie wirklich Todesahnungen? Der nächste Tag, spätestens die nächste Nacht mußte uns Klarheit bringen.

Die nächste Morgen brachte erst einmal Schwierigkeiten sehr natürlicher Art. Anstelle von drei Wagen hatten wir nur mehr zwei. Noch dazu hatten wir unsere Fahrzeuge vollgeladen, damit wir unterwegs für alle Fälle gerüstet waren. Nun rächte sich das. Wir waren zwei volle Stunden damit beschäftigt, das Gepäck anders zu verstauen.

Endlich hatten wir es geschafft, so daß wir alle Platz fanden. Es war unbequem, aber es ging.

Suko übernahm das Steuer des einen Landrovers, ich das des zweiten. Während wir die Motoren ein wenig warmlaufen ließen, wandte ich mich an Kommissar Mahmud.

»Beschreiben Sie mir den Weg, den alle Karawanen nehmen«, verlangte ich. »Also vermutlich auch die Todeskarawane, die in Tunis ohne die Begleiter angekommen ist.«

Der Kommissar machte eine vage Handbewegung. Er deutete durch die Windschutzscheibe. »Immer auf der Piste bleiben, Monsieur Sinclair. Die Straße ist auf der Route der alten Karawanenwege angelegt. Aber während die Karawanen durch ein Schluchttal der ›Zähne des Scheitans‹ ziehen, umfahren die Autos das Gebirge. Es ist einfacher, und mit einem Wagen kommt es auf ein paar Kilometer mehr oder weniger nicht an.«

Ich wandte mich an Alia. Sie saß ebenfalls in unserem Landrover. Heute war sie besonders nervös und fahrig, obwohl sie sich bemühte, ihre Stimmung vor den anderen zu verbergen. Ich kannte den Grund, auch wenn ich nicht genau wußte, für welche Erklärung ich mich entscheiden sollte.

Alias Nervosität kam entweder daher, daß sie Angst vor dem Tod hatte, den sie nahen fühlte, oder weil wir bald mit ihrer Hilfe durch die Todesgeister der Sahara vernichtet werden sollten.

»Es tut mir leid«, sagte ich zu der schönen Dolmetscherin, »aber ich

muß noch einmal davon sprechen. Wo wurde Ihr Mann ermordet?»

Alia schluckte. Sie sah mich nicht an, sondern starrte durch die Windschutzscheibe zum Horizont. »Bleiben Sie auf der Piste, wie Monsieur le Commissaire gesagt hat«, erwiderte sie rauh. »Dann treffen Sie genau auf die Stelle. Wo die Straße von den »Zähnen des Scheitans« abbiegt, ist es passiert. Dort hatten wir unser Lager.«

Mahmud schien jetzt zum ersten Mal etwas von dem Schicksal unserer Dolmetscherin zu hören. Er sah sie forschend an.

»Ich kann mich an diesen Fall erinnern«, sagte er mit merkwürdiger Betonung. »Sie werden es nicht mehr wissen, Sie waren damals gar nicht ansprechbar. Aus Tunis kam eine Untersuchungskommission zu den »Zähnen des Satans«. Ich war noch Inspektor, als ich den Fall untersuchte.«

Alia antwortete nicht. Sie schien sich vor uns anzukapseln. Es war ihr offenbar gleichgültig, daß Mahmud damals mitgearbeitet hatte.

»Leider haben wir die Mörder nie gefunden«, fuhr der Kommissar fort. »Die Räuber sind in die Wüste entkommen und haben vermutlich sogar die Grenze nach Libyen überschritten.«

Auch das beeindruckte Alia nicht sichtbar. Ich gab es auf, von dieser Seite noch etwas zu erfahren. Deshalb griff ich nach dem Funkgerät, das mich mit Sukos und Janes Wagen verband.

»Wir sind bereit«, gab ich durch. Ich hätte es meinen Freunden auch zurufen können, aber ich wollte gleichzeitig das Funkgerät überprüfen.

»Wunderbar! Ab die Post!« antwortete Jane betont forsch. Sie wollte die Nervosität überspielen, die uns alle gefangen hielt.

Schon legte ich den ersten Gang hinein, als es im Lautsprecher des Funkgerätes noch einmal knackte. Ich glaubte nichts anderes, als daß sich Jane oder Suko noch einmal meldeten.

Statt dessen drang eine dumpfe Stimme aus dem Gerät. Sie hörte sich an, als käme sie direkt aus einem Grab. Gleich darauf merkte ich, daß der Vergleich gar nicht so schlecht war.

»John Sinclair!« rief der Unbekannte. »Es ist dir gelungen, mich auszuschalten. Ich liege auf dem Grund des Sandsumpfes und kann mich nicht mehr befreien! Aber du wirst dich nicht lange über deinen Sieg freuen. Wir sind zu viele, wir, die Todesgeister der Sahara! Du kannst ein paar von uns vernichten, mehr aber nicht! Und eines Tages, wenn deine Gebeine schon längst in der Sonne gebleicht sind, wenn niemand mehr deinen Namen kennt, werden wir über dieses Land herrschen. Wir werden die Städte der Menschen auslöschen! Wir werden sie entvölkern! Wir werden mächtiger sein, als du dir träumen läßt! Fahr weiter, John Sinclair! Fahr weiter und führe deine Begleiter in den Tod! Ihr werdet euren Freunden, die sich schon lange in der Gewalt des Magiers befinden, Gesellschaft leisten! Aber nur im Tod!«

Aus dem Lautsprecher drang ein schauerliches Lachen, das die Fenster des Landrovers klirren ließ.

»Fahrt weiter, ihr Verblendeten!« schrie der Dämon mit sich überschlagender Stimme. »Die Hölle wartet bereits auf euch!«

Es knackte, die Verbindung war unterbrochen.

Ob die Ankündigungen des Geisterwesens stimmten, wußte ich nicht. Ich hoffte nur, daß es uns gelingen würde, am Leben zu bleiben und Bill und Tom Turner zu befreien.

Denn eines hatte mir der Dämon ungewollt verraten. Bill Conolly und sein Kollege lebten noch, auch wenn sie sich in der Gewalt eines Magiers befanden!

Schweigend fuhren wir Stunde um Stunde und hielten nur kurz an, um Menschen und Maschinen eine Rast zu gönnen.

In einer solchen Pause – es war kurz vor Mittag – kam Kommissar Mahmud zu mir. Er schüttelte irritiert den Kopf.

»Sie merken das sicher nicht so, Monsieur Sinclair«, meinte er, »aber das Wetter spielt verrückt. Wir sind hier zwar in der Sahara, aber zu dieser Jahreszeit ist es unter normalen Umständen viel kühler.«

»In dieser Gegend scheint einiges nicht normal zu sein«, antwortete ich grimmig. »Wie weit ist es noch bis zu den ›Zähnen des Scheitans?«

Der Kommissar deutete nach Süden. Am Horizont zeichnete sich eine dunkle Linie ab. »Das ist das Gebirge. Vier Stunden, schätze ich, dann sind wir am Ziel, Monsieur Sinclair.«

Jane vertrat sich die Beine. Sie lief um die Wagen herum und lächelte verkrampft, als ich zu ihr hinsah. Alia lehnte bleich an unserem Landrover. Die Angst schimmerte in ihren Augen. Suko blickte sich ständig nach allen Seiten um, als erwarte er jederzeit einen Angriff. Und die Polizisten machten den Eindruck, als würden sie am liebsten davonlaufen.

Ich blickte prüfend zum Himmel empor. Er war wolkenlos, hatte aber trotzdem keine blaue, sondern eine bleigraue Färbung. Die ganze Gegend machte einen unheimlichen Eindruck, obwohl sie sich in nichts von der Wüste unterschied, durch die wir bisher gekommen waren.

»Ich werde froh sein, wenn wir diesen teuflischen Einsatz hinter uns haben«, murmelte Suko und wandte sich an mich. »Komm, John, fahren wir weiter! Je schneller wir es hinter uns bringen, desto besser.«

Ich nickte zustimmend. »Ich möchte noch vor Einbruch der Dunkelheit das Gebirge erreichen. Morgen früh gehen wir dann zum Angriff über. Vorher aber müssen wir die Nacht überstehen, und das werden uns die Todesgeister der Sahara bestimmt nicht einfach machen.«

Wir gingen zu den Wagen. Nur Jane blieb auf einer Düne neben der

Piste stehen. Ich hupte kurz. Sie drehte sich zu mir um und winkte, rührte sich jedoch nicht von der Stelle. Also stieg ich noch einmal aus und ging zu ihr hinüber.

Sie sah mir entgegen. An ihrem Gesicht merkte ich sofort, daß sie etwas beunruhigte. Ich trat neben sie und legte meinen Arm um ihre Schultern.

Jane deutete auf die ›Zähne des Scheitans‹, die nur undeutlich zu sehen waren. Ich folgte der Richtung ihrer Finger und entdeckte mehrere dunkle Punkte am Himmel.

»Vögel«, sagte ich und verstand nicht, warum Jane so nervös war. »Was ist damit?«

»Abwarten«, antwortete meine Freundin einsilbig.

Ich beobachtete die Punkte. Es mußten große Vögel sein, daß wir sie auf diese Entfernung überhaupt sahen.

Sie kreisten weit links von uns über einer Stelle, die wir nicht erreichen konnten, wenn wir in gerader Linie der Piste folgten. Plötzlich setzte sich der Schwarm in Bewegung. Zielsicher flogen die Vögel einen Punkt an, der genau auf unserer Straße lag.

Es sah fast so auf, als würden sie zum Angriff ansetzen!

Als sie jedoch die Stelle erreichten, schwenkten sie scharf ab.

»Wie bei einem Formationsflug«, murmelte ich. Ich drehte mich um und winkte unseren Begleitern zu. Daraufhin verließen sie die Wagen und kamen zu uns.

»Geier«, stellte Kommissar Mahmud fest, kaum daß er einen Blick auf die Vögel gerichtet hatte. Er hob sein Fernglas an die Augen und nickte. »Richtig, es sind Geier. Auf der Piste muß ein Aas liegen. Die Geier setzen zum Anflug an, drehen aber ab. Vermutlich werden sie durch etwas verschucht. Raubtiere vielleicht.«

Als die Geier erneut in Wartestellung zurückkehrten, gingen wir zu den Landrovern. Ich übernahm die Führung und legte ein scharfes Tempo vor.

Jetzt hatte ich zwei Gründe, mich zu beeilen. Ich wollte nicht nur das Tageslicht zur Erforschung der ›Zähne des Scheitans‹ ausnutzen, sondern auch möglichst schnell herausfinden, wovon die Geier angelockt wurden. Und wovon sie abgestoßen wurden!

Ich kannte die Gier dieser Vögel nach Aas. Manchmal fochten sie regelrechte Kämpfe gegen andere Aasfresser aus, die ihnen die Beute streitig machen wollten. Es mußte schon eine schwere Bedrohung für die Vögel existieren, daß sie bei jedem Anflug panikartig abdrehten.

Eine Stunde verging, eine zweite. Die Entfernungen in der Wüste täuschen. Man glaubt, daß man nur wenige Minuten zu fahren hat, und dann verrinnt die Zeit, ohne daß das Ziel näher kommt.

Ich hätte gern Jane an meiner Seite gehabt, um mir die Zeit zu vertreiben, aber ich hatte wieder Alia in meinen Wagen genommen,

dazu noch zwei Polizisten auf den Rücksitzen. Ein Gespräch kam unter diesen Umständen nicht auf. Alia schien nicht nur unter der Todesahnung zu leiden, sondern auch unter der Nähe der Berge, in denen ihr Mann ermordet worden war. Ich begann mich zu fragen, warum sie uns überhaupt begleitet hatte.

»Es wäre besser gewesen, Sie wären in Tunis geblieben«, sagte ich nach einiger Zeit. »Sie reißen nur alte Wunden auf.«

Sie sah mich nicht an, als sie antwortete. »Kommt es darauf überhaupt noch an?« fragte sie tonlos. »Die Sorgen eines einzelnen Menschen treten völlig in den Hintergrund, wenn es um Ereignisse dieser Dimensionen geht.«

Sprach so eine Frau, die mit bösen Geistern im Bund stand? Fast konnte ich es nicht glauben. Aber die alte Fatme in Tunis hatte sich bestimmt nicht geirrt.

Meine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. Die Geier tauchten neben der Piste auf, stießen aus dem Himmel herab, zogen einige Kreise dicht über dem Boden und schwangen sich wieder in die Lüfte. In wilder Panik stoben sie davon.

»Sie können unsere Wagen noch nicht gesehen haben«, sagte einer der hinten sitzenden Polizisten. »Da vorne befindet sich etwas... etwas Gefährliches...«

Er stockte. Ich konnte seine Angst verstehen. Schließlich war er Zeuge gewesen, als sein Kollege beinahe im Sandsumpf versunken wäre. Er hatte bereits Einblick in die Macht der Dämonen erhalten.

»Da! Sehen Sie doch, Monsieur Sinclair!« Der zweite Polizist streckte seinen Arm zwischen Alia und mir durch und deutete aufgeregt nach vorne.

Jetzt entdeckte auch ich die dunklen Punkte auf der Piste. Je näher wir kamen, desto weiter rückten sie scheinbar auseinander. In Wirklichkeit bewegten sie sich nicht, das fand ich schnell heraus. Wir konnten sie nur besser voneinander unterscheiden.

»Das sind Männer«, murmelte Alia. »Elf Männer.«

Sie hatte sehr gute Augen. Ich behielt den Fuß auf dem Gaspedal und ließ den Landrover mit annähernd Höchstgeschwindigkeit über die Sandpiste rasen.

Etwas irritierte mich an diesen elf starren Gestalten. Sie wirkten irgendwie unproportioniert, zu gedrungen und zu klein geraten. Lag das nur an den langen, weißen Gewändern, der traditionellen Kleidung der Wüstenbewohner? Ich konnte mir das nicht vorstellen, weil ich doch schon oft derartig gekleidete Araber gesehen hatte.

Wenn es das nicht war, was war es dann?

Näher und näher rückten die elf Männer, die in einer Kette quer über die Piste standen.

Und dann traute ich meinen Augen nicht. Erschrocken nahm ich den

Fuß vom Pedal und ließ den Geländewagen ausrollen.

Elf Männer, einer neben dem anderen, kerzengerade aufrecht, die Arme erhoben und uns entgegengestreckt, als wollten sie uns aufhalten.

Doch das war es nicht, was mich schockierte.

Wir waren nahe genug, daß ich Einzelheiten erkennen konnte. Nun sah ich auch, warum sie mir vorhin zu klein und unproportioniert erschienen waren.

Sie hatten keine Köpfe!

Vor uns standen elf Leichen, ohne Köpfe...

Sukos Landrover hielt neben mir. Wir stiegen alle aus. Wie Traumwandler bewegten wir uns auf die Leichen zu.

»Das sind die Begleiter der Todeskarawane«, sagte Jane in die atemlose Spannung hinein. »Um Himmels willen, John, das sind die Männer der Karawane! Die Dämonen haben sie getötet!«

Ich stand wie betäubt da. Die Gemeinheit der Todesgeister schien keine Grenzen zu kennen. Sie hatten sich nicht damit begnügt, diese Männer zu ermorden. Sie waren einen Schritt weiter gegangen!

Ich biß die Zähne zusammen, lief zu meinem Wagen zurück und holte meinen Koffer. Wir konnten die Leichen der Unglücklichen nicht hier stehen lassen. Sie mußten ihre letzte Ruhe finden, und zwar an Ort und Stelle im Wüstensand.

Ich machte mir allerdings keine Illusionen. So lange wir die Köpfe nicht gefunden und bei den Körpern bestattet hatten, würden diese Männer keine Ruhe haben. Zumindest nicht endgültig. Dann bestand immer die Gefahr, daß ihre Geister aus dem Jenseits zurückkehrten und auf der Welt Angst und Schrecken verbreiteten.

Während ich mich um meinen Koffer und die Waffen gegen das Böse kümmerte, achtete ich zu wenig auf Kommissar Mahmud und seine Leute. Ich hörte nur, wie Suko plötzlich einen Schrei ausstieß.

»Zurück!« rief mein Freund.

Ich schnellte vom Boden hoch. Jane jagte in weiten Sätzen hinter den Polizisten her, holte sie jedoch nicht mehr ein.

Augenblicklich erfaßte ich die Lage. Der Kommissar hatte seinen Leuten den Auftrag gegeben, die Leichen von der Straße zu tragen und neben der Piste in den Sand zu legen. Ich erkannte es an den Gesten, mit denen er die Polizisten vor sich herscheuchte.

Offenbar widerstrebend führten sie den Befehl ihres Vorgesetzten aus. Obwohl Suko noch einmal schrie und ich ebenfalls einen Warnruf ausstieß, ließ sich der Kommissar nicht abbringen. Jane erreicht ihn zu spät.

Fast gleichzeitig berührten die drei Polizisten drei der Leichen.

Es sah so aus, als wären sie mit einer Stromleitung in Berührung gekommen. Sie zuckten zusammen, richteten sich hoch auf und taumelten einige Schritte zurück.

Wie Marionetten, die vollkommen gleich geführt wurden, drehten sie sich im Kreis und sanken gleichzeitig in den Sand. Kommissar Mahmud stand wie erstarrt vor seinen zusammengebrochenen Leuten.

Jane blieb keuchend neben ihm stehen. »Wie können Sie so etwas machen?« schrie sie den Kommissar an. »Haben Sie noch immer nicht begriffen, mit welchen Mächten wir es zu tun haben?«

Ich nahm meinen Koffer vom Boden auf und ging zu den beiden. Suko schloß sich an. Alia blieb im Landrover sitzen.

Ich sah ihr Gesicht durch die Scheibe hindurch. Es war eine Maske des Entsetzens. Ich konnte mich im Moment leider nicht um sie kümmern, so leid es mir auch tat.

»Sie waren sehr leichtsinnig, Monsieur le Commissaire«, warf ich Mahmud vor. »Bevor wir die Toten berühren können, muß ich den Bann von ihnen nehmen.«

Mahmud wischte sich über die Augen, als erwache er aus einem bösen Traum. »Tut mir leid«, sagte er verwirrt. »Ich habe den Anblick dieser Männer nicht ertragen. Deshalb wollte ich sie so schnell wie möglich beseitigen lassen.« Er beugte sich über seine Begleiter. »Können Sie ihnen helfen, Monsieur Sinclair?«

Ich zuckte die Schultern. »Genau kann man das nie sagen, aber ich hoffe es.« Ich kniete neben den Polizisten nieder und untersuchte sie. »Sie leben, das ist schon mehr, als wir in unserer Situation erwarten dürfen.«

Suko und Jane behielten die Leichen und die Umgebung im Auge, damit wir nicht überraschend angegriffen wurden. Ich versuchte inzwischen, die Polizisten aus ihrer unnatürlichen Starre zu erlösen. Ich drückte ihnen mein Silberkreuz auf die Stirn und legte die Gnostische Gemme auf ihre Brust, aber sie zeigten keine Reaktion.

»Der Bann scheint sehr stark zu sein«, eröffnete ich dem Kommissar. »Ich werde eine ausführliche Beschwörung durchführen müssen, und das kostet Zeit. Die haben wir im Moment nicht. Helfen Sie mir! Wir legen sie in den Landrover!«

Gemeinsam trugen wir die Polizisten zu unseren Wagen und legten sie auf die Rücksitze. Ich glaubte nicht, daß ihnen im Moment Gefahr drohte. Die Berührung mit den Leichen hatte sie nur vorläufig ausgeschaltet, und abends in unserem Lager wollte ich sie wecken.

Ich mußte mich überwinden, als ich auf die kopflosen Leichen zutrat. Kein Wunder, daß die Geier immer wieder geflohen waren. Einerseits witterten sie Beute, andererseits wurden sie von der magischen Ausstrahlung der Toten vertrieben.

»Das ist eine mehr als deutliche Warnung an unsere Adresse«, stelle

Jane fest, während ich den silbernen Dolch aus meinem Koffer holte. »Wir sollen uns den ›Zähnen des Scheitans‹ nicht weiter nähern.«

»Vielleicht sollten wir wirklich umkehren.« Kommissar Mahmud hatte nach dem Zwischenfall mit seinen Leuten den Mut verloren.

»O nein, wir fahren weiter!« Alia kam hastig auf uns zu. Sie packte mich an den Armen und schüttelte mich wild. »John, wir dürfen nicht umkehren! Ich muß zu den Bergen! Ich muß wissen, was geschehen ist!«

Ich nickte ratlos. »Aber ja, sicher fahren wir weiter«, erklärte ich. »Was wollen Sie denn wissen? Was soll geschehen sein? Es ist doch klar, daß wir hier die Begleiter der Karawane vor uns haben, und daß sie von den Todesgeistern der Sahara ermordet worden sind.«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Sie verstehen nicht«, murmelte sie hektisch. Ihre Augen glitten unruhig hin und her. Sie zitterte vor Aufregung. »Sie verstehen überhaupt nichts!«

Sie wandte sich ab und lief ein Stück in die Wüste hinaus.

»Ich passe auf sie auf«, sagte Jane zu mir. »Kümmere du dich um die Leichen.«

Nein, ich verstand wirklich nicht, was mit Alia los war. So sehr ich mir den Kopf zerbrach, aber ich wurde aus ihrem Verhalten nicht schlau.

Gleich darauf konnte ich mich nicht weiter mit ihr beschäftigen, da ich begann, die Leichen aus der Macht der Dämonen zu befreien.

Das silberne Kreuz mit den Symbolen der Erzengel sollte mich vor magischen Angriffen schützen, als ich auf eine der Leichen zutrat und den silbernen Dolch hob. Die Gnostische Gemme hatte ich Suko gegeben, damit auch er bewaffnet war. Kommissar Mahmud, Jane Collins und Alia befanden sich nicht in Reichweite der Toten, so daß ich nichts für sie zu befürchten hatte.

Ich murmelte eine Beschwörungsformel, setzte dem aufrecht stehenden Toten den Dolch auf die Brust und hob das Kreuz.

Vielleicht spielte mir nur meine überreizte Phantasie einen Streich. Jedenfalls glaubte ich, einen erleichterten Seufzer zu hören. Ein Ruck ging durch den Rumpf. Der Tote rollte in den Sand.

Das tat ich nach und nach mit allen elf Leichen, bis sie die Straße nicht mehr versperrten.

Als ich mich abwandte, entdeckte ich den Kommissar. Er hatte sich inzwischen nützlich gemacht und begonnen, ein Grab für die Karawanentreiber auszuheben. Suko ging zu ihm hinüber und half ihm. Zu zweit mußten sie es in etwa einer Viertelstunde schaffen.

Ich wollte mich in der Zwischenzeit um Alia kümmern. Sie und Jane standen ungefähr eine halbe Meile von uns entfernt in der Wüste. Die

beiden Frauen unterhielten sich.

Ich ging langsam auf sie zu, als ich plötzlich hinter mir einen lauten Schrei hörte und herumwirbelte.

Alle elf Untoten schritten auf mich zu und kreisten mich ein.

Ich war in die Falle der Todesgeister geraten. Ich hatte geglaubt, den Bann endgültig von den Toten genommen zu haben, aber das war ein verhängnisvoller Irrtum.

Ich war schon oft von Untoten, von wandelnden Leichen, angegriffen worden aber diesmal sah es besonders schauerlich aus. Die Kopfloosen streckten die Arme nach mir aus und versuchten, mich zu packen. Sie waren schon gefährlich nahe.

»Weg, John!« schrie Suko. »Es sind zu viele!«

Ich drehte mich einmal im Kreis. Noch hatten sie den Ring nicht ganz geschlossen. Vielleicht hatte ich eine Chance.

Mit weiten Sätzen schnellte ich mich auf die Lücke zwischen zwei Leichen zu. Weit draußen in der Wüste sah ich Jane. Sie lief, als ginge es um ihr Leben, und wollte mir zu Hilfe kommen. Auch Suko rannte auf die Untoten zu, und er hatte die Gnostische Gemme! Er konnte den Angriff der lebenden Leichen stoppen!

Aber es waren zu viele. Und das konnte mich das Leben kosten.

Ich kam zu spät. Ehe ich die Lücke in der Kette der Angreifer erreichte, schnellte sich ein Untoter in meinen Weg und streckte mir die Arme entgegen.

Ich schlug einen Haken und wollte den wandelnden Leichnam umgehen. Es klappte nicht. Er reagierte blitzschnell. Seine Hand sauste durch die Luft.

Nur mit einer verzweifelten Drehung konnte ich meinen Kopf im letzten Moment zurückreißen. Die Hand der Leiche sauste haarscharf an meiner Schläfe vorbei und streifte meine Schulter.

Ich wurde herumgeschleudert und prallte hart in den Sand, rollte mich ab und kam wieder auf die Beine. Zwei weitere Untote stürzten sich auf mich. Ich rammte ihnen die Füße entgegen, konnte sie jedoch nicht aufhalten. Sie packten mich.

Ich wandte mich so, daß ihnen das silberne Kreuz auf meiner Brust entgegenblitzte. Das stoppte sie für einen Moment.

Noch hatte ich den silbernen Dolch mit dem kreuzförmigen Griff. Ich kam auf die Beine und stach nach dem einen Untoten, sprang sofort zurück und traf auch den zweiten. Beide torkelten, als hätten sie einen schweren Schlag eingesteckt. Dafür rückten die anderen dichter an mich heran. Ihre Körper bildeten eine undurchdringliche Mauer.

Suko sprang sie von hinten an, doch trotz seiner gewaltigen Kräfte konnte er sie nicht auseinander treiben.

»Die Gemme!« schrie ich meinem Freund zu. Gleichzeitig zog ich meine Beretta. Ich mußte mir den Weg freischießen.

Die Untoten ließen mir keine Zeit zum Zielen. Den ersten Angreifer traf ich in die Brust. Er brach auf der Stelle wie vom Blitz gefällt zusammen. Den zweiten jedoch erwischte ich nur mehr mit einem Streifschuß. Er taumelte zwar, stürzte jedoch nicht. Zu einem dritten Schuß kam ich nicht mehr, weil mich zwei lebende Leichen packten und herumwirbelten.

Der silberne Dolch war meine letzte Rettung. Ich stieß ihn dem einen Untoten in den Arm. Sofort glitt die Hand, die mich wie eine Stahlklammer gehalten hatte, von mir.

Den zweiten Leichnam schaltete Suko aus, indem er ihm die Gnostische Gemme zwischen die Schulterblätter drückte.

Es war unheimlich anzusehen, wie zielsicher die kopflosen Leichen vorgingen. Ihre Schläge zischten gefährlich genau durch die Luft. Ich konnte mich nur durch einen geistesgegenwärtigen Sprung zur Seite vor einem tödlichen Schlag gegen meinen Kehlkopf retten. Mit der Kraft einer Mordmaschine hieb der Untote auf mich ein.

Sein zweiter Schlag traf mich am linken Oberarm. Ich schrie auf. Der Arm fühlte sich an, als wäre er zerschmettert. Ich hatte keine Kraft mehr darin. Nur mit äußerster Anstrengung konnte ich den silbernen Dolch in der linken Hand festhalten.

Suko war zu weit weg. Er konnte mir nicht helfen.

In höchster Not riß ich die Beretta hoch und jagte die restlichen Silber kugeln durch den Lauf. Sie trafen den lebenden Leichnam, der mich am meisten bedrängte, und schleuderte ihn zurück.

Aufatmend blieb ich stehen. Suko hatte inzwischen kräftig aufgeräumt. Von den elf Angreifern standen nur mehr vier auf den Beinen, und sie zogen sich ein Stück zurück.

Die Dämonen, die diese seelenlosen Körper antrieben, hatten eingesehen, daß sie uns auf diese Weise nicht beikommen konnten.

Doch da war noch Jane Collins! Sie hatte uns fast erreicht, als sich die lebenden Toten in Bewegung setzten. Sie griffen Jane an!

Jane reagierte blitzschnell. Sie wechselte die Richtung und hielt auf die Landrover zu. Ich hetzte los, um den Leichen den Weg abzuschneiden. Mein linker Arm war nicht voll einsatzfähig. Ich steckte mitten im Laufen die leergeschossene Beretta in die Halfter zurück und wechselte den Dolch in die rechte Hand.

Die lebenden Leichen konzentrierten sich ganz auf Jane. Ich sprang die erste von hinten an und stach zu. Das geweihte Silber unterbrach sofort die Verbindung zu den Todesgeistern der Sahara. Der Körper rollte schwer in den Sand.

Ich sprang über ihn hinweg und fällte den zweiten Angreifer, während Suko sich auf den dritten stürzte, ihn mit seinem Gewicht zu Boden riß und ihn mit der Gnostischen Gemme ausschaltete.

Der vierte Leichnam jedoch holte Jane ein. Sie schrie schrill auf, als

sich die Arme von hinten um sie schlangen.

Trotz ihres Entsetzens behielt Jane einen kühlen Kopf. Sie ließ sich fallen, riß damit den Untoten zu Boden und wand sich, daß sich die Hände der Leiche erst nach Sekunden um ihren Hals legten. Vergeblich versuchte sie, den Leichnam mit einem Judogriff abzuwerfen.

Janes Gesicht lief blau an, doch die wenigen Sekunden retteten ihr das Leben. Ich erreichte sie rechtzeitig und stieß mit dem silbernen Dolch zu.

Der Untote bäumte sich noch einmal auf, seine Hände glitten von Janes Hals. Endlich lag auch er unschädlich im Sand.

Ich half Jane auf die Beine, und sie fiel mir erschöpft aber erleichtert um den Hals. Ich hielt sie fest und sah mich nach den anderen um.

Suko stand grinsend neben mir. Sein Gesicht war schweißüberströmt, und er war genauso erleichtert wie ich. Kommissar Mahmud lehnte leichenblaß an einem Landrover. Er stand unter einem schweren Schock. So etwas hatte er in seinem Leben noch nie erlebt.

»Alia!« schrie ich auf.

Jane riß sich von mir los und fuhr herum. Sukos Grinsen war wie ausgelöscht.

Alia war nirgends zu sehen.

Wir suchten sofort nach ihr, fanden sie jedoch nicht mehr. Ihre Fußspuren führten deutlich sichtbar ein Stück in die Wüste hinaus und endeten wie abgeschnitten.

Alia war und blieb verschwunden. Damit mußten wir uns abfinden.

Es blieb allerdings offen, ob sie freiwillig zu den Todesgeistern gegangen oder von ihnen entführt worden war.

Ich drängte auf einen raschen Aufbruch. Es gelang uns, Kommissar Mahmud so weit aus seiner Lethargie zu wecken, daß er uns bei der Fertigstellung des Grabes half. Auch Jane faßte mit an.

Wir bestatteten die elf Unglücklichen, die nun endgültig nicht mehr unter dem Bann der Todesgeister standen. Ich machte mir Sorgen um Alia, obwohl sie möglicherweise zur Gegenseite gehörte.

Und ich hatte einen gewaltigen Respekt vor der Macht der Todesgeister der Sahara bekommen. Erfahrungsgemäß wuchs diese Macht mit Einbruch der Dunkelheit. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, wie sie dann wüteten.

»Wir werden nicht bis morgen früh warten«, sagte ich zu Suko und Jane. Die beiden saßen jetzt in meinem Landrover, während Kommissar Mahmud das zweite Fahrzeug mit seinen drei bewußtlosen Männern steuerte. »Sobald wir die ›Zähne des Scheitans‹ erreicht haben, machen wir uns auf die Suche nach den Geistern und nach

diesem Magier.«

»Wer immer das sein mag«, fügte Jane hinzu.

»Wer immer das sein mag!« Ich nickte und holte alles aus dem Geländewagen heraus. Die Sonne stand schon bedrohlich tief. »Bevor wir diesen Magier nicht ausgeschaltet haben, werden die Todesgeister unbesiegbar sein.«

»Du siehst zu schwarz«, behauptete Suko. »Bisher haben wir noch jeden Dämon und jeden Geist geschafft.«

»Erinnere dich an diese überdimensionale Fledermaus«, sagte ich bitter. »Und stell dir vor, daß uns ein paar Dutzend dieser Bestien angreifen.«

»Hör auf!« rief Jane schaudernd. »Du hast recht, John, wir müssen den Magier treffen!«

Keiner von uns erwähnte Bill Conolly, und das war ein schlechtes Zeichen. Wir wußten, daß Bill sich in den Klauen dieser Bestie befand, und wir konnten uns seine Chancen ausrechnen. Bei dem Gedanken an Sheila in London schnürte sich mir die Kehle zusammen. Sollte sie mit dem kleinen John allein zurückbleiben?

Das Gebirge hob sich immer deutlicher aus der Ebene ab. Es waren wild zerklüftete Berge, die tatsächlich an riesige Zähne erinnerten. Einzelne Felstürme ragten in den bleigrauen Himmel, vegetationslos und so steil, daß sie nur ein sehr geübter Bergsteiger erklimmen konnte. Zahlreiche Schluchten durchzogen das Massiv. Es besaß eine gewaltige Ausdehnung und reichte über den gesamten Horizont.

»Wie sollen wir das Versteck des Magiers finden?« fragte Suko mutlos. Sein Optimismus von vorhin war verschwunden. »Hier können wir wochen- und monatelang suchen, ohne etwas zu entdecken. Und ich glaube nicht, daß der Magier uns freiwillig zu sich einlädt. Inzwischen hat sich dein Ruf herumgesprochen, John. John Sinclair, der Geisterjäger!«

»Alias Mann!« Jane drehte sich hastig zu mir. »Sein Grab wäre vielleicht ein Anhaltspunkt. Gräber von Mordopfern können das Böse anziehen. George McStarks' Tod wurde nie gesühnt.«

Ich griff wortlos zum Funkgerät und rief Mahmud. Der Kommissar meldete sich sofort. Ich fragte ihn nach dem Grab, und er konnte sich an seine Lage erinnern. Ich überließ ihm daraufhin die Führung.

Mahmud verließ die Piste und fuhr am Fuß des Gebirges entlang. Die Sonne berührte bereits die Spitzen der Felsen. Die »Zähne des Scheitans« warfen lange Schatten in die Wüste hinaus.

Eine halbe Stunde später hielt der Landrover des Kommissars am Fuß einer Felszinne, die breit und wuchtig aus dem Sand aufstieg. Mahmud sprang aus dem Wagen und gestikulierte heftig.

Wir liefen zu ihm und sahen, was er meinte.

»Hier befand sich das Grab von George McStarks«, sagte er mit

brüchiger Stimme.

Wir starrten gebannt in einen kreisrunden Schacht von etwa vier Metern Durchmesser, der scheinbar unendlich in die Tiefe führte.

Wir hatten das Geheimnis der Todesfelsen entdeckt.

Während wir noch überlegten, was wir tun sollten, ertönte aus dem Schacht ein schauerliches Gelächter.

»Eure letzte Stunde ist gekommen, ihr Vermessenen!« tönte es uns entgegen. »Kein Mensch wird mich daran hindern, die Todesgeister der Sahara einzusetzen! Ich werde sämtliche Ölstaaten in meine Gewalt bringen, und dann werde ich das große Geld machen! Ich werde der Beherrscher der Welt sein und dem Bösen Zugang zu allen Ländern dieser Erde verschaffen! Ich werde in Geld schwimmen und alles tun, wovon ich je geträumt habe! Euch aber werde ich zertreten, vernichten, zermalmen!«

»Dieser Größenwahnsinnige...!« schrie Suko und fügte ein Wort hinzu, das ich besser verschweige.

»Er meint es ernst«, sagte in diesem Moment eine wohlbekannte Stimme.

Der Felsen teilte sich vor unseren Augen. Alia trat aus der Öffnung hervor. Sie sah uns starr an.

»Er hat mich entführt und zu sich geholt, um mir die Augen zu öffnen!« Sie sprach tonlos und mechanisch, als wäre sie kein lebender Mensch mehr. Ich sah ihr an, daß sie einen Schock erlitten hatte. Für sie war eine Welt zusammengestürzt. »Und er schickt mich jetzt zu euch, damit auch ihr die Wahrheit kurz vor eurem Tod erfahrt. Er hat sich die Todesgeister der Sahara Untertan gemacht. Als es ihm in seinem Felsenlabyrinth zu einsam wurde, kam er nach Tunis. Er wollte mich im Hotel Mirage besuchen. Im Hotelpark besprach er mit einem seiner Getreuen seine Pläne. Er hat in Tunis und auch in London zahlreiche Helfer.«

Ich nickte. »Einer hat mich in London angegriffen, der andere in Tunis.«

»Seine Helfer haben auch Jane entführt«, erklärte Alia. »Der Gedankenleser, dessen Augen in menschliche Köpfe sehen können, mußte sie ausforschen. Als der Magier erfuhr, daß sie gar nichts weiß, ließ er sie laufen, um noch eine Weile mit euch Katz und Maus zu spielen.«

»Was geschah bei seinem Besuch im Hotel Mirage?« forschte ich.

Alia strich sich über die Augen. »Zufällig hat Bill Conolly das Gespräch des Magiers mit seinem Helfer belauscht. Er gab ein verschlüsseltes Telegramm an Sie auf, John, und wurde hinterher entführt. Tom Turner erging es genauso. In einer Oase auf dem Weg

zu den »Zähnen des Scheitans« konnte Bill kurz mit dem Beduinen sprechen, der Ihnen die Nachricht ins Hotel brachte, John. Alles weitere wissen Sie! Bill Conolly und Tom Turner leben noch, sollen aber gleichzeitig mit Ihnen allen sterben.«

»Und was wird aus Ihnen?« fragte Jane, die sich tapfer aufrecht hielt.

Alia sah sie mit einem bitteren, harten Lächeln an. »Mir wird der Magier nichts tun, Jane«, sagte sie und lachte wütend auf. »Vor wenigen Minuten erst habe ich es erfahren. O nein, er wird mir nichts tun, denn er ist mein Mann! George McStarks, mein ermordeter Mann!«

Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Die alte Fatme hatte recht gehabt, auch wenn ich sie mißverstanden hatte. Alias ermordeter Mann war von Dämonen aus seinem Grab geholt und zum Magier und Herrn über die Todesgeister der Sahara gemacht worden. Dadurch hatte Alia eine enge Beziehung zu den Todesgeistern! Ich hatte sie zu Unrecht verdächtigt!

»Es tut mir leid, John, aber ich kann nichts mehr für euch machen«, sagte Alia. Sie lächelte schmerzlich. Im nächsten Moment wurde sie von einer unsichtbaren Gewalt zurück in den Felsen gerissen, der sich hinter ihr schloß.

Über uns ertönte ein Donnern und Grollen, daß ich schon glaubte, das ganze Felsmassiv würde einstürzen. Ich sprang einen Schritt zurück und legte den Kopf in den Nacken.

Was ich sah, ließ mich an meinem Verstand zweifeln. Der Himmel verdunkelte sich. In eine Wolke aus Rauch gehüllt stieß ein riesiger, feuerspeiender Drache auf uns herab.

»Deckung!« schrie ich und riß die Beretta aus dem Halfter. Die Silberkugeln waren eine lächerliche Waffe gegen dieses Ungetüm. Trotzdem jagte ich das Magazin in den massigen Körper des Drachens.

Es half nichts. Der Drache riß das Maul weit auf. Eine Feuerwand raste auf uns zu.

Ich hatte keine Wahl. Entweder war ich im nächsten Moment eine verkohlte Leiche, oder ich ging in Deckung. Den einzigen Schutz bot der Schacht in die Tiefe der Sahara.

Ich überlegte nicht, sondern stieß mich ab. Mit einem Hechtsprung tauchte ich in das schwarze Loch. Neben mir kippte Suko in den Schacht.

Die Feuerwalze jagte über die Schachttöffnung hinweg. Die Hitze drang bis zu mir herunter, obwohl wir rasend schnell in die Tiefe stürzten.

Ich packte Suko am Arm und griff nach meinem Kreuz. Der Sturz verlangsamte sich. Die weißmagischen Kräfte des Kreuzes kamen uns

zu Hilfe.

Schlagartig veränderte sich unsere Umgebung. Wir befanden uns nicht mehr in dem lichtlosen Schacht, sondern in einer weiten Höhle, aus deren nackten Wänden bleiches Licht sickerte.

Im Mittelpunkt der Höhle lagen dunkle Gegenstände, die ich beim Näherkommen erkannte. Es waren die Köpfe der ermordeten Kameltreiber! Suko stand neben mir. Er war genauso erschüttert wie ich.

Wir hatten uns von dem Schock noch nicht erholt, als ich hinter mir ein feines Zischen hörte. Instinktiv warf ich mich zur Seite. Suko tauchte in die andere Richtung weg.

Zwischen uns hindurch fauchte ein Feuerstrahl. Der Drache, der uns vorhin angegriffen hatte, schob sich in die Höhle. Und wir hatten keine Deckung!

Ich riß mein Silberkreuz hoch, hielt es dem Drachen entgegen und rief einen Bannspruch der Weißen Magie. Ein schauerliches Brüllen erschütterte die Höhle. Steine fielen von der Decke.

Der Drache verwandelte sich. Sein schuppiger Leib schrumpfte, sein Kopf bildete sich zurück, bis er menschliches Aussehen annahm. Das mußte George McStarks sein, Alias ermordeter Ehemann und Magier, der Herr der Todesgeister der Sahara! Haßerfüllt streckte er uns die Arme entgegen.

»Du bist in meiner Hand, John Sinclair!« schrie er. »Ich werde dich und deine Freunde vernichten! Zuerst kommen die Gefangenen an die Reihe!«

Er gab den Höhleneingang frei. Ich stieß einen Wutschrei aus. Sie drängten in die Halle, die Todesgeister, die überdimensionalen Fledermäuse! In der Umschlingung ihrer mächtigen schwarzen Flügel hingen Bill Conolly und Tom Turner! Sie waren bei Bewußtsein, konnten sich jedoch nicht bewegen.

»Tötet sie!« schrie der Magier.

Die Bestien rissen die Mäuler auf und schnappten nach den Köpfen unserer Freunde!

Es waren zu viele! Ich konnte nicht gegen sie kämpfen, aber ich konnte den Magier ausschalten! Bill und Turner schrien in Todesangst und wehrten sich gegen die Bestien. Das gab mir den nötigen Aufschub.

Ich schnellte mich auf den Magier zu, aber er erwartete mich bereits. Sein Kopf verwandelte sich wieder in den Drachenschädel. Aus den Nüstern schlugen mir Flammen entgegen.

Ich warf mich zu Boden, rollte mich ab und schnellte mich hoch. Trotzdem wäre ich nicht an den Magier herangekommen, wäre nicht in diesem Augenblick im Höhleneingang eine schlanke Gestalt aufgetaucht.

Alia!

Mit einem schrillen Schrei warf sie sich gegen das Scheusal, das einmal ihr Mann gewesen war. Sie opferte sich. Der Drachenkopf schwang zu ihr herum. Feuer umhüllte sie. Leblos sank die Unglückliche zu Boden.

Alia hatte mir jene Sekunden verschafft, die ich brauchte, um den Magier zu packen.

Ich preßte mein geweihtes Silberkreuz gegen den Drachenkopf. Der Magier brüllte auf, schlug um sich, konnte mich jedoch nicht abschütteln, weil er keine Kraft mehr hatte.

Noch während Alia zusammenbrach, von Flammen und Giftdämpfen getötet, rang ich den Magier zu Boden. Das silberne Kreuz fraß sich tief in den Drachenschädel hinein, bis der Körper unter meinen Händen zu Staub zerfiel. Nur ein menschliches Skelett blieb zurück, George McStarks' Gebeine, die von Dämonen zu einem unheiligen Zweck aus dem Grab geholt worden waren.

Ich sprang auf und wirbelte herum.

Suko hieb mit seinen mächtigen Fäusten auf die Todesgeister ein. Diese leisteten kaum noch Widerstand. Der Tod ihres Meisters entzog auch ihnen die Kraft. Ein Geist nach dem anderen sank zu Boden.

Gemeinsam mit Suko kämpfte ich mich zu den riesigen Fledermäusen durch, die Bill und Turner umkrallt hielten. Die beiden waren unverletzt, konnten sich aber nicht aus eigener Kraft befreien.

Ich vernichtete die Geister mit dem Kreuz, das ich wie eine Stichwaffe gegen ihre scheußlichen Schädel hieb, und Suko ließ seine Fäuste auf sie niedersausen. Bill und Turner taumelten uns entgegen und brachen mit einem erleichterten Seufzer zusammen.

Rings um uns zerfielen die Todesgeister der Sahara zu Staub. Und dann löste sich die ganze Höhle auf. Die Wände schwanden. Wir erblickten den nächtlichen Himmel.

Jane Collins, Kommissar Mahmud und seine drei Polizisten stürmten auf uns zu. Der Bann war von Mahmuds Begleitern genommen.

Ich blickte mich erstaunt um. Wir alle standen an jener Stelle, an der sich der Schacht befunden hatte. Jetzt war nichts mehr davon zu sehen.

Jane kümmerte sich sofort um Bill, der viel zu schwach war, um etwas zu erzählen. Das war auch nicht nötig, da wir das Wichtigste bereits wußten. Bill und Turner brauchten nur Ruhe, Wasser und Nahrung, dann würden sie sich bald erholen.

Während Suko und ich für Alia und die sterblichen Überreste ihres Mannes ein gemeinsames Grab aushoben, setzte sich Kommissar Mahmud über Funk mit der nächsten Polizeistation in Verbindung. Er sorgte dafür, daß wir mit Hubschraubern abgeholt wurden. Bill und Tom Turner sollten so schnell wie möglich in ein Krankenhaus

gebracht werden. Und er veranlaßte auf meine Bitte, daß ein Telegramm an Sheila Conolly in London geschickt wurde. Sie konnte auch Shao verständigen.

Zwei Stunden später landeten die Hubschrauber trotz Dunkelheit neben den »Zähnen des Scheitans«. Ich beugte mich noch einmal über Bill, als er auf einer Trage zum Helikopter gebracht wurde.

Er war bei Bewußtsein und lächelte uns an, Jane, Suko und mich.

»Danke für alles«, murmelte er schwach. »Danke!«

Das war für uns die schönste Belohnung.

Wir blieben noch stehen, bis sich die Hubschrauber in den nächtlichen Himmel über der Sahara erhoben. Dann vollendeten wir die Gräber und bestatteten die beiden unglücklichen Menschen, den Magier und Alia, denen ein grausames Schicksal ein gemeinsames Leben verwehrt hatte und die nun wenigstens im Tod für immer vereint waren.

ENDE